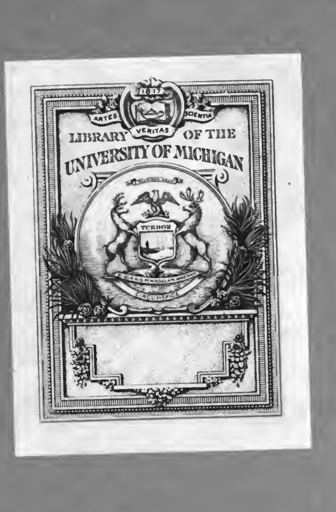
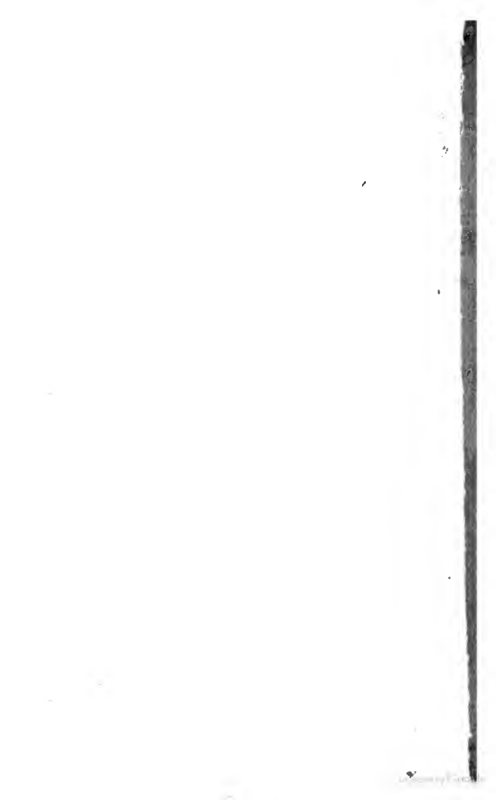






Aus dem

persönlichen Verkehre

mit

Franz Grillparzer

von

Auguste von Littrow-Bischoff.

Wien.
Verlag von L. Rosner.
(Tuchlauben 22.)
1873.



Aus dem

persönlichen Verkehre

mit

Franz Grillparzer.



Littrow, Auguste (Bischoff) von,

Aus dem

persönlichen Verkehre

mit

Franz Grillparzer

von

Auguste von Littrow-Bischoff.

Wien.
Verlag von L. Rosner.
(Tuchlauben 22.)
1873.

Meinen Lieben:

Karl

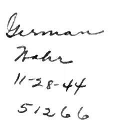
Ella

Arthur

Dora

zur Erinnerung an den Dichter.





Inhaltsverzeichniß.

Einleitung.

So anmaßend es vielleicht erscheinen mag, diese Mittheilungen mit Erwähnung meiner Person zu beginnen, glaube ich doch ein Wort über den erst in den letzten Lebensjahren des Dichters begonnenen Verkehr und über die Art und Weise sagen zu müssen, wie diese Aufzeichnungen entstanden.

Im Spätherbst 1863 begleitete ich eine Freundin Freiin Sephine von Knorr zu Grillparzer und wurde gütig und mit dem Gruß aufgenommen, daß mein Name ihm durch meinen verstorbenen Schwiegervater, so wie durch meinen Gatten bekannt und in gutem Andenken stehe, daß er daher doppelt bedaure, sich in so trauriger Gestalt vor mir zeigen und durch seine Schwerhörigkeit mir die Nothwendigkeit zu schreien auferlegen zu müssen. Er erzählte wie er durch einen unglücklichen Sturz in der Umgebung von Tüffer sein Gehör fast ganz verloren und es seitdem nur wenig wieder erhalten habe.

Eine alte Inschrift, die ihn sowol durch ihren Inhalt als durch einen antiken Frauennamen, den sie enthielt — ich glaube Mucilla — interessirt und zu einer kleinen Erzählung angeregt hatte, veranlaßte ihn, einen im Jahre vorher gemachten Spaziergang zu wiederholen und die Felswand, an welcher sich die Inschrift befand, aufzusuchen. Man hatte aber indessen an jener Stelle Bierlocalitäten begründet, eine in den Keller führende Treppe frei gelegt, sinniger Weise kein Geländer angebracht, und im Augenblick, da der alte Herr arglos der Inschrift ansichtig werdend heran trat, stürzte er hinab. Contusionen, Beulen, Schmerzen, vor allen Uebeln aber ein fortwährendes Rauschen im Ohr waren die Folgen dieses unglücklichen Falles gewesen, von welchen ganz zu genesen er in seinen Jahren keine Hoffnung hegen durfte.

„Wenn ich einmal meiner Taubheit gewiß sein werde, werde ich sie, wie sonderbar das auch klingt, leichter ertragen als jetzt", sagte er, „wo die Gewohnheit zu hören und die Begier Alles zu verstehen, mich zu Anstrengungen veranlaßt, die über meine Kräfte gehen, mich gänzlich ermatten und mir Kopfweh verursachen."

Ungeachtet es bei diesem Gespräch zu Dreien mit dem Hinderniß der Schwerhörigkeit zu keinem Moment kam, der über den Rahmen eines gewöhnlichen Besuches hinausragte, hatte doch die einfach schlichte Erscheinung des Greises, sein lebhaftes Wesen, sein melancholisches Lächeln einen tiefern Eindruck auf mich gemacht, als ich mir dessen bewußt war, und der Wunsch, ihn wiederzusehen, wurde so mächtig, daß ich an seinem Geburts-

feste (15. Jänner 64), an welchem Tage, wie ich wol wußte, manche Fernerstehende zu kommen sich erlaubten, es wagte, mich den Glückwünschenden beizugesellen.

Solch ein Wiederkehren aber nahm der alte Herr, und wol mit Recht, erst als ein Zeichen wahrer Theilnahme, während er einen ersten und einzigen Besuch nur als Befriedigung einer gewissen Neugierde ansah, die sich im Publicum, das ihn zwar, wie er meinte, vergessen, doch da und dort für seine Person erhalten habe. Der freundliche Abschied bei diesem zweiten Besuche, das von einem Händedruck begleitete Wort, „Also, auf Wiedersehen", gab mir den Muth, mich öfter einzufinden, später Zeitschriften und Bücher, von denen im Gespräch die Rede war, zu bringen und zu schicken. Diese andauernde Theilnahme schien ihn zu erfreuen und er stellte mein Verfahren in gütiger Weise oft als Gegensatz zu dem Benehmen anderer auf, mit denen er seit langen Jahren bekannt war, und die sich Freunde und Freundinnen nannten. Sie, meinte er, die ihn gekannt, da er noch Herr seiner fünf Sinne und ein Dichter war, dessen Umgang vielleicht Interesse haben konnte — obschon er nie liebenswürdig gewesen — kümmerten sich nun nicht mehr um ihn, während ich sein gedächte, jetzt, da er ein alter hinfälliger Mann geworden, mit welchem zu verkehren ein Opfer sei.

Dies war nun keineswegs der Fall. Im Gegentheil, es sprach sich in jedem Worte dieses bedeutenden Menschen und ernsten Denkers ein so reicher Lebensinhalt, ein so umfassendes Wissen und Empfinden aus, daß die Stunden in seiner Gesellschaft nur allzu rasch dahin-

1*

flossen. Die Anstrengung des Hörens, welche jedes tiefer eingehende Gespräch ihm auferlegte, die Ermattung, die sich in dem starr werdenden Blick aussprach, machte den werthvollsten Mittheilungen oft ein rasches Ende, und er wußte es dankbar zu schätzen, wenn man diesen Augenblick richtig erkannte. Gegen mich aber war er, ich glaube wegen des vermeintlichen Zuspätkommens bei ihm, so freundlich, gütig, väterlich, daß ich immer mehr Muth bekam, mir die Stunden, die ich in seiner Gegenwart genoß, wiederholt und um so eher zu gönnen, als es mir allmälig gelang, mich leichter verständlich zu machen. In demselben Maße, als mir dies möglich wurde, steigerte sich auch der Inhalt dieser Gespräche, welche, anfänglich sich auf gewöhnliche Conversation beschränkend, später Bedeutenderes berührten, bis die zunehmende Schwäche und die damit wachsende Schwierigkeit sich verständlich zu machen dieselben wieder in das tägliche Fahrwasser drängte.

Das Gehörleiden des Dichters schien jedoch, da ich ihn kennen lernte, ungeachtet seiner hohen Jahre, mehr nervöser als organischer Natur zu sein, da es sich so wechselnd zeigte, daß es an manchen guten Tagen das Verständniß jedes kleinen Scherzes, jeder feinen Redewendung zuließ, während es zu anderen Malen dem Greise oft schwer, fast unmöglich wurde einer längeren Antwort zu folgen. Daraus ergab sich aber von selbst die Art des Begegnens, und ohne sich dessen bewußt zu sein griff er, wenn ihm das Hören Anstrengungen verursachte, nach irgend einem nahe liegenden Stoff, welchen er eingehend besprach, nur zuweilen ein Zeichen des Ver-

ständnisses oder eine kurze Antwort von seinem Zuhörer erwartend. Merkte er aber gleich bei der ersten Begrüßung, daß er den Eintretenden leicht verstand, so wirkte die Möglichkeit allerlei zu erfahren und sich unterhalten zu lassen offenbar wohlthuend und erheiternd auf seine Stimmung und er zeigte eine Art Durst nach Neuigkeiten. „Wie geht es den Ihrigen? Waren Sie im Theater? Haben Sie Laube besucht? Was hören Sie Neues aus Deutschland?" das waren ungefähr die stehenden Fragen, deren Beantwortung er mit sichtbarem Interesse anhörte, selbst wenn ganz unbedeutende Einzelheiten dabei zur Sprache kamen.

So lernte ich im fortgesetzten Verkehr auch nach und nach die Eigenthümlichkeiten, die zu den verschiedensten Gerüchten Anlaß gaben, und die Dispositionen des Dichters kennen, welche ihn bestimmten sich so sehr von der Welt zurückzuziehen, wie dies in der That der Fall war.

Die Ursache zu den verschiedenartigen Erzählungen, die über ihn im Schwange waren, lag hauptsächlich in seiner abgesonderten Stellung als Alt-Oesterreicher und tiefgekränkter Patriot, als welcher er sich gedrängt fühlte, allem entgegenzutreten, was seinem Vaterlande von außen her feindlich begegnete, ohne daß er das, wofür sein Herz in warmer Begeisterung schlug, mit seinen Grundsätzen vereinbaren konnte. Durch welche schwere Schule er nach dieser Richtung hin in seiner Jugend gegangen, wie oft er von den Umständen gezwungen worden war sich untreu zu werden, und mit welchen Empfindungen er der Verhältnisse gedachte, die ihn zu

einem zeitweisen Aufgeben oder Verleugnen seiner Denkweise nöthigten, diese Erörterungen gehören nicht hierher.

Der Ausdruck seiner Stellung und Gesinnung als Oesterreicher und seiner individuellen Ansichten als Politiker, welcher mit keiner Nothwendigkeit pactirte und zwischen dem, was er für Recht und Unrecht hielt, keinen Mittelweg suchte, gipfelte in dem herben Ausspruche: „Jeder österreichische Patriot muß ein Malcontenter sein", und er blieb ein solcher Patriot ungeachtet aller schmerzlichen und entmuthigenden Erfahrungen, die er auf seinem Lebenswege gemacht. Dadurch, daß ihm Hindernisse in den Weg gelegt wurden, wo er frohe Ermunterung erwarten durfte, und daß er Kränkung erfuhr, wo anderen anderwärts die freudigen Kränze der Anerkennung winkten, entwickelte sich in ihm jene dunkle Klangfarbe der Stimmung, welche Grundton seines Wesens blieb und in seiner Lyrik einen so gewaltigen und ergreifenden Ausdruck fand. Wie schwer aber auch der Druck auf ihm lastete, der damals in Oesterreich eine freiere und lebhaftere Bewegung der Geister niederhielt, wie bitter er in Gedanken und Worten dagegen reagirte, alle Entrüstung, deren er fähig war, aller Schwung, der in ihm wohnte, hätten nie hingereicht ihn über den Grenzpfahl seines Vaterlandes hinüber zu heben. Seine Liebe zu Oesterreich hatte etwas ursprünglich Instinctives, das hoch über der klügelnden Vernunft ihn mit der Gewalt einer Leidenschaft beherrschte und seiner sonst kritischen Natur gegenüber sich als ein großartig Ganzes behauptete. Wenn

er jemals davon sprach zu reisen, um sich nebenbei nach einem Aufenthaltsorte umzusehen, war dies ein Gedanke, den seine Lippe sprach und seine Feder schrieb, ohne daß sein Herz ihn jemals ernstlich dachte. Er wurzelte mit allen Fäden seines Wesens an dem Lande, das ihn geboren, und ein Triumph Oesterreichs nach irgend einer Seite hin wäre ihm über alle Resultate gegangen, die er selbst diesseits und jenseits des Grabes hätte erreichen können. Mißmuthig über das, was er um sich sah und erleben mußte, zog er sich in sich selbst zurück und suchte und fand in späteren Jahren keinen Antrieb zu Schöpfungen, die, wie groß auch seine Erfolge gewesen sein mochten, ihm stets mehr Leid als Freude eingebracht hatten. Obschon fortwährend geistig schaffend, ließ er sich doch zu keiner neuen größern Arbeit mehr bestimmen. Dadurch aber, daß er vollkommen abschloß und nichts mehr von einer Welt verlangte, die den Lorbeerkranz und des Lebens höchste Ehren für ihn bereit hielt, schob er zwischen sich und die Begehrlichkeit anderer Sterblicher eine Scheidewand, innerhalb welcher er unabhängig von der Außenwelt und in fast klösterlicher Zurückgezogenheit lebte, Alles, was mit Moral und Gesetz im Widerstreit war, als machiavellistische Fälschung eines Sittengesetzes und Rechtsbegriffes abweisend, ohne welche es keine Basis der menschlichen Gesellschaft und des Staates gäbe.

Um das Unverständliche zu erklären, das in dem Wesen eines Mannes lag, der als warmer Patriot an seinen Mitbürgern, seinem Lande, seinem Herrscherhause hing und doch mit herber Kritik und kaustischer

Schärfe geißelte, was sein Herz mit treuer Liebe umschloß, hatte man sich gewöhnt, Grillparzer als Alt-Oesterreicher zu bezeichnen. Man verstand darunter das kleine Häuflein von Männern, welche sich äußerlich in den Grenzen eng bemessener religiöser, politischer und bürgerlicher Freiheiten zu halten gewöhnt hatten, während sie innerlich mit unerschütterlichem Rechtsbewußtsein sich in der Erinnerung an Kaiser Joseph's unvergeßliche Tage — an die sogenannten Josephinischen Traditionen — klammerten, auf die Wiederkehr dieser Strömung bauten und sich einstweilen durch muthwilligen Spott und schneidende Selbstironie über die Schranken der Gegenwart hinaus setzten. Ob Grillparzer, seiner tief ernsten Natur nach, jenen größtentheils lachenden Philosophen beigezählt werden konnte, bleibt wol zweifelhaft. Man pflegte jedoch ihn als solchen anzusehen und legte, um ihn zu charakterisiren, ihm mancherlei Absonderlichkeiten, namentlich aber einen Volksdialect bei, den er wohl ganz in seiner Gewalt hatte, dessen er sich aber nur bediente wenn er mit Leuten verkehrte, die sich selbst in solcher Weise auszudrücken pflegten, oder wenn er Personen dieser Art scherzhaft bezeichnen wollte. Allerdings sprach er gewöhnlich nicht in der reinen Mundart deutscher Hofbühnen; er zog mitunter Zeit- und Fürwort bequem zusammen, vernachlässigte da oder dort einmal die Aussprache der Endsilben und bediente sich mit Vorliebe des Zwischenwörtchens „halt“; in feierlichen Momenten aber, oder wenn er ernst und eindringlich sprechen wollte, war er ohne Affectation der edelsten und reinsten

Sprachformen mächtig, was wol als Beweis dienen mag, daß ihm dieselben auch sonst geläufig sein mußten.

Wie unangenehm ihn schlechte Sprache berührte und wie empfindlich er dafür war, geht aus der Schilderung seiner Begegnung mit Joh. Nep. Hummel in Weimar und vielen anderen Aeußerungen eben so hervor, wie sich in dem Vergnügen, das er an guter Sprache (z. B. beim Besuche Rahel's) empfand, schon sein richtiges Gefühl dafür kundgab. Nur scherzweise und im vollen Bewußtsein der Ungeheuerlichkeit manches Sprachauswuchses bediente er sich zuweilen des volksthümlichen Idioms und hierbei scheint er namentlich von Fremden oft arg mißverstanden worden zu sein.

Nicht minder schwer verständlich war Vielen die Vorliebe, mit welcher der deutsche Dichter sich den romanischen Bildungselementen im Gegensatz zu den germanischen zuwendete. Das Oesterreicherthum Grillparzer's lag, wenn man so sagen darf, wie der Katholicismus auf den Vorbedingungen romanischer Cultur und stellte sich wie dieses dem germanischen Wesen entgegen, zweifelhaft, ob dieser Stamm als späterer Emporkömmling der Civilisation die hinreichende Basis für das Fortschreiten allgemeiner Bildung biete. Daher der Vorzug, den er, ungeachtet seiner Verehrung für Shakespeare, der französischen, italienischen und spanischen Literatur zuwendete, welche er alle eben so wie die englische bis in die genauesten Einzelheiten kannte. Dazu kam noch, daß die Blüthezeit Oesterreichs einer Epoche angehörte, da das germanische Element der Sprachbildung eben erst erwachte, des Dichters Jugend

aber in eine Zeit fiel, da der strenge Abschluß von Deutschland das Oesterreicherthum mit so festen Klammern umschloß, daß selbst die hervorragendste Begabung sich diesen Fesseln nicht zu entwinden, sich dieser Beschränkung nicht zu entziehen vermochte.

Eine andere Eigenthümlichkeit, ein, fast möchte man sagen, sensitives Abschließen von der Welt beruhte in dem Vorhandensein eines tief innerlichen Bedürfnisses nach Einsamkeit und Sammlung, welches, wenn der schaffende Geist erwachte, ihm jeden, auch den werthesten Umgang lästig erscheinen ließ. Viele haben ihn in dieser Stimmung gesehen, still dahin gehend in den belebten Straßen Wiens, durch einzelne Worte ja wol auch durch Bewegungen der Hand die innere Thätigkeit des Geistes verrathend und kurz und fremd jeden Gruß — wenn er überhaupt bemerkt wurde — ablehnend. Dieses stillschweigende Zurückweichen vor fremder Begegnung wurde aber um so mehr zur Gewohnheit als der Dichter sich überhaupt, namentlich in späteren Jahren, da die alten Freunde ihm größtentheils dahingegangen waren, wenig zu den Menschen, am wenigsten zu neuen Bekanntschaften hingezogen fühlte und sein, Interesse und Sympathie erweckendes Wesen, dem aber — wie er sich dessen bewußt war — Hingebung fehlte, brachte ein fortwährendes Ablehnen naturgemäß mit sich. Er sah in diesen Dingen so klar, gab sich so wenig irgend einer Selbsttäuschung hin, daß er sich schließlich zu streng beurtheilte. „Sie glauben gar nicht", sagte er eines Tages, „was ich im Vergleich mit Anderen für ein harter, kalter, unzugänglicher Mensch bin. Das ein-

zige Gute an mir ist noch, daß ich's erkenne und an Anderen zu schätzen weiß, daß sie anders sind". Wie wenig activ er sich aber beim Anknüpfen freundschaftlicher Verhältnisse zeigte, geht schon daraus hervor, daß er selbst durch Goethe's Aufforderung sich nicht bestimmen ließ, in brieflichen Verkehr mit dem großen Dichterfürsten zu treten, eine Sprödigkeit, die diesem wol nur dies eine Mal begegnet sein und auf die Höflichkeit des Oesterreichers kein günstiges Schlaglicht geworfen haben mag. So wenig entgegenkommend Grillparzer aber auch war, fehlte es ihm doch nicht an warmen Anhängern; denn diese auf sich selbst beruhende, scheinbar keines fremden Zuspruches, keines Anlehnens bedürftige Natur zog die Menschen mächtig an und wol dürfte es kaum einen Sterblichen geben, dem treuere Liebe, hingebendere Freundschaft zu Theil wurde.

Wenn der Hauch des Ernstes, der ihn umwehte und den Grundton seiner Natur bildete, den jungen Dichter schon in frühen Jahren Vielen als unnahbare Größe erscheinen ließ, so verlieh eben die tiefe Resonanz seines Wesens den Momenten der Heiterkeit doppelten Reiz. Sein lautes Lachen, sein spöttisches, sein schalkhaftes Lächeln theilte sich den ihn Umgebenden schnell mit und stimmte zur Munterkeit, während die beinahe trübsinnige Atmosphäre seines Temperamentes niemals mit bleierner Schwere auf seinem Kreise lastete, wie dies bei ähnlich gearteten Charakteren oft der Fall ist. Eine gewisse Melancholie lag in seiner tiefsten Natur, aber weit entfernt sich darin zu gefallen

wie manche Poeten, war er vielmehr froh seinen düsteren Vorstellungen durch heitere Ereignisse oder Personen entrissen zu werden. Weltschmerz und dichterische Schwermuth, in welche sich z. B. Byron mit Vorliebe hüllte, standen im schneidendsten Gegensatz zu Grillparzer's Natürlichkeit, Wahrheit und Selbsterkenntniß. „Ich suche oft", sagte er, „die Einsamkeit, nicht nur, weil sie mir Bedürfniß, sondern weil ich mir mit meinen traurigen Gedanken auch für die Anderen sehr überflüssig erscheine."

Aber auf solche Epochen vollständiger Absonderung von allen Menschen folgten dann Zeiten lebhafter Reactionen, in welche es den Dichter drängte, was ihm bei dieser und jener Gelegenheit eingefallen, Ideen, die aufgetaucht, Bemerkungen, die er gemacht, zur Mittheilung zu bringen, gleichviel wer die Personen waren, denen er sich in solchen Momenten offen hingab, die sich dann oft durch sein Zutrauen geehrt fühlten und sehr erstaunt waren, nach einiger Zeit nicht mehr gekannt zu sein. Ein dunkles Gefühl dieser Eigenheit ließ Grillparzer daher in Stunden der Ueberlegung mit einer gewissen Vorsicht zu Werke gehen und lehrte ihn mehr und mehr den Umgang mit Menschen ablehnen, von deren Wolwollen er nicht überzeugt war. Dieses Bewußtsein eines zeitweise in Worten sorglos dahinströmenden Mittheilungsbedürfnisses, in welchem er eben so aussprach, was er sich oft lange vorher zurecht gelegt hatte, als was ihm momentan und unbedacht durch den Kopf fuhr, wobei er oft die widersprechendsten Aeußerungen that, steigerte aber auch die

Abneigung gegen die Oeffentlichkeit, d. h. gegen jene Oeffentlichkeit, welche sich jedes zufällig hingeworfenen Wortes bemächtigt und Alles, was unter dem Eindruck des Privatverhältnisses harmlos ausgesprochen wird, vor das Publicum bringt. Der Unmuth, sich mit jeder Aeußerung vor dieses Forum geschleppt zu sehen, mußte um so größer bei einem Manne sein, dessen schroffe und bestimmte Sinnesart sich in scharfen und epigramatischen Aussprüchen eben so gern und leicht Luft machte, als es seine Herzensgüte und seinen feinen Tact für das Schickliche verletzte, wenn durch unberechtigtes Verbreiten von Aeußerungen die in augenblicklicher Aufwallung unbedacht geschehen waren, Andere beleidigt wurden. Noch mehr aber erzürnten den streng Wahrheitsliebenden die von Wiederholungen unzertrennlichen Entstellungen und Mißverständnisse solch einzeln herumgetragener Worte und Meinungen.

Mit diesem Unwillen gegen das Hinausgezerrtwerden in die Oeffentlichkeit ging Hand in Hand eine steigende Abneigung gegen dieselbe, welche, nachdem eines seiner Stücke mit Mißfallen aufgenommen worden war, sich auf jede literarische Publicität erstreckte. Hieraus aber ergaben sich manche der Widersprüche seines Lebens, die dazu beitrugen, ihn unverständlich zu machen. Denn Widerspruch war es, wenn der sich seiner echten Kraft bewußte Dichter eine Oeffentlichkeit verabscheute, durch welche er gleichwol nach seinem Tode zur Anerkennung zu gelangen überzeugt war; Widerspruch war es, wenn er, der ein deutscher Dichter und das deutsche Element in Oesterreich so hoch hielt, daß er in dessen Beeinträch-

tigung den Verfall seines Vaterlandes sah, sich von Widerwillen gegen Deutschland beherrschen ließ; Widerspruch war es, wenn die mangelnde Theilnahme Deutschlands ihn kränkte, da er doch durch Zurückhalten einer Gesammtausgabe seiner Werke überall, außer der Heimat, fremd bleiben mußte; Widerspruch war es, wenn er in epigrammatischen Ausfällen sich gegen die Forschungen der Germanisten wandte, während er doch selbst seine Sprache offenbar an dem Läuterungsproceß, den sie durchführten, gereinigt hatte; Widerspruch war es, wenn er aus Liebe zu Oesterreich sich zum Haß gegen Preußen bestärkte, während er doch der redlichen Sparsamkeit der dort Verwaltenden, der Hingebung und Selbstentäußerung der Regierenden (großen Staatsmännern gegenüber) immer Gerechtigkeit widerfahren ließ; Widerspruch war es — aber wer könnte die Widersprüche dieses innerlich doch harmonisch gestimmten Lebens, die herben Conflicte einer durchaus groß angelegten Natur im Zusammenstoß mit kleinlichen Verhältnissen eingehend schildern; wer die Mißverständnisse, die daraus entstanden, erklären?

Es ergaben sich aus diesen Gegensätzen die traditionellen Unwahrheiten, welche über Grillparzer wie über fast alle hervorragenden Männer im Umlaufe sind, auf welche sich die Blicke der Menge in einer Lebenszeit richten, da sie selbst sich diesen Blicken zu entziehen suchen. Während Goethe, dessen letzte Greisenjahre von seiner Schwiegertochter Ottilie und deren Schwester Ulrike von Pogwisch gehütet wurden, durch die Schranken, welche deren Sorgfalt um ihn zog, in

den Ruf vornehmer Zurückgezogenheit und kalter Verschlossenheit kam, haben andere einzeln stehende Männer von solcher Bedeutung, z. B. Humboldt, viel Schlimmeres dadurch erfahren, daß die neugierige Geschwätzigkeit sich an sie drängte und Alles und Jedes auf sie bezügliche zu Markt brachte. Momentane Aufwallungen der Galle, des Unmuthes, der üblen Laune, Aeußerungen und Urtheile, nicht selten von körperlichen Stimmungen bedingt, die rücksichtslos verbreitet wurden, fälschten zuweilen das Bild von Männern, die, wie groß sie auch waren, nicht nur Menschen blieben, sondern auch in der Hinfälligkeit ihres Alters eben so der körperlichen und geistigen Schwäche unterlagen wie andere Sterbliche.

Ungeachtet solcher Hinfälligkeit wohnte in dieser schwachen Hülle ein starker und lebendiger Geist und das starke und vielseitigste Interesse an fast allen Dingen verließ ihn nicht bis zu seiner Todesstunde. Daß er diese aufrecht erwarten, daß er nicht im Bette sterben werde, hatte er oft gesagt. Poesie, vor Allem die dramatische, das Theater im Allgemeinen und speciell das Burgtheater und dessen Künstlerschaar, nahmen seine Theilnahme im höchsten Grade in Anspruch. Alles, was damit im Zusammenhange war, interessirte ihn und er gedachte oft, wenn die Rede darauf kam, dankbar Jos. Weilen's, welcher ihn stets im Laufenden der darauf bezüglichen Vorgänge hielt. Aber auch über alle anderen Ereignisse der Politik und der Literatur, des Staates, des Hofes, der Regierung war er stets auf's Beste unterrichtet. Sein kritischer Blick

schweifte über die Verhältnisse der Gegenwart hinüber zu der Vergangenheit, deren Geschichte er genau kannte und stets deutlich vor Augen hatte, zu politischen Combinationen die er lebendig gestaltete und es schien oft unbegreiflich woher und wie der einsam lebende Greis alle diese Nachrichten bekam, behielt und im Geiste verarbeitete.

Die Möglichkeit hierzu lag wol in der Aufmerksamkeit, die er fremder Mittheilung schenkte. Er gehörte nicht zu dem Schlage alter Herren und anerkannter Celebritäten, die sich sogleich des Gespräches bemeistern und Jeden, der ihnen begegnet, als brauchbares Material sie anzuhören und zu bewundern, ansehen. Es liegt aber eben in der individuellen Geltung, die er Jedem im Umgange einräumte, zugleich die Beantwortung der Frage, wie er zur Kenntniß all der Dinge kam, welche nur durch den lebendigen Verkehr vermittelt werden. Zugleich erhellt aus dieser Eigenart die Unmöglichkeit des gefeierten Mannes Worte allein und ohne die sich im Zwiegespräche ergebenden Zwischenreden, welche leider mehr als wünschenswerth hier in Betracht gezogen werden mußten, mitzutheilen, da diese letzteren die Uebergänge von einem Gegenstand zum andern bilden. Dieselben konnten daher, ohne der charakteristischen Wahrheit zu schaden, nicht weggelassen werden, denn ein jähes Springen von einem Gegenstand zum andern, so wie der Gebrauch abgehackter kurzer Sätze, welche durch Hinweglassung der zwischenliegenden Antworten nothwendig entstanden, war durchaus nicht in seiner Art. Und wenn in manchen seiner

Aussprüche etwas Sententiöses lag, so standen sie doch immer so sehr im Zusammenhange des Gespräches und wurden so schlicht und einfach vorgebracht, daß es Sache des Hörers blieb, die darin enthaltene Bedeutung zu finden.

In den Beginn des sich freundlich gestaltenden Verkehrs fiel ein schweres Unglück unseres Hauses und lange Zeit wagte ich nicht, des mir fernstehenden Dichters Schwelle zu betreten. Zwischen dem Maistrauß, den ich 1864 bescheiden an seiner Thüre abgab und den Blumen, die ich am 1. Mai 1865 selbst zu bringen mir erlaubte, lag der Abgrund eines Schmerzes, in welchen den Greis blicken zu lassen mir um so weniger passend schien, je fremder dem einsam und ohne Familie Lebenden solcher Gram geblieben sein mußte. Er aber, denselben von den stummen Lippen lesend, glitt in leiser Berührung mit wenig Worten des Geschehenen gedenkend darüber hin und suchte Theilnahme zu spenden, indem er in überraschender Weise Analogien in seinem eigenen Leben suchte und fand. Der einzige Neffe der Damen Fröhlich, seiner Jugendfreundinnen und späteren Hausgenossinnen, Wilhelm Bogner, von ihnen allen wie ein Sohn geliebt und auch von dem Dichter mit väterlicher Theilnahme begleitet, voll der herrlichsten Anlagen, war ihnen in der Blüthe der Jahre, im Glanze freudiger Hoffnungen durch den Tod entrissen worden. Die Art, wie Grillparzer dieses tief treffenden Schlages gedachte, die wenigen Worte eines schwer wiegenden Verständnisses für ein solches Weh, die Entschiedenheit, mit welcher er aussprach, daß der

volle Werth des Menschen sich eben darin zeige, wie er die Wechselfälle des Lebens, Freude und Schmerz, vor Allem aber das unabänderliche Unglück trage — das Alles ließ den Greis in diesen Momenten als einen Patriarchen vor mir erscheinen, dessen väterliche und Ehrfurcht gebietende Autorität bestimmend auf mich wirkte.

Von dieser Zeit an schrieb ich, wenn es mir möglich war, seine Worte und die mit ihm gepflogenen Unterredungen nieder und wenn ich den Meinigen — die wol auch den Dichter zeitweise besuchten — davon erzählte, waren sie so sehr erfreut, daß es mir als eine Art Familienpflicht erschien, diese unvergeßlichen Stunden nach Möglichkeit für sie festzuhalten.

Die nachfolgenden Mittheilungen sind das Ergebniß meiner Aufzeichnungen; da diese Unterredungen ohne den leisesten Hinblick auf die Möglichkeit einer Veröffentlichung niedergeschrieben wurden, erschien es um so mehr angezeigt, alles, was sich auf Persönlichkeiten bezog, was als Ausdruck des Unmuthes, momentaner Gereiztheit, politischer Unzufriedenheit — ja alles, was im Sinne des Dahingeschiedenen als Vertrauensäußerung gelten konnte, wegzulassen, als gerade diese herb vibrirenden Saiten seines Wesens durch all seine Dichtungen und Worte hindurchklingen, ja in fast allen Mittheilungen über ihn mehr denn hinreichend hervorgehoben sind. Es sollte eben die Aufgabe dieser Blätter sein, jenen allzu verdüsterten Zügen gegenüber in leichten Umrissen das nur wenigen bekannt gewordene, aber dennoch gleichfalls wahrheitsgetreue

Bild des ernsten Greises im Gewande der ihm ganz eigenthümlichen schlichten und liebenswürdigen Weise darzustellen, die alle, die ihm näher zu treten Gelegenheit hatten, unauflöslich an ihn fesselte.

Indem ich diese Mittheilungen aus dem persönlichen Verkehre mit Franz Grillparzer nicht ohne Befangenheit der Oeffentlichkeit übergebe, glaube ich wiederholt betonen zu müssen, daß sie ursprünglich blos für die Familie und einen engen Freundeskreis bestimmt waren. Nur die Unmöglichkeit unter den gegenwärtigen Verhältnissen einen Mittelweg zwischen Geheimhaltung und Publicität einzuschlagen nöthigte zu einer Wahl zwischen diesen beiden Extremen. Der Wunsch aber, ein bescheidenes Scherflein zur pietätvollen Erinnerung an den Dichter beizutragen, führte zu der Entscheidung, von welcher das Erscheinen dieser kleinen Schrift Zeugniß giebt.

Wien 1873.

An Grillparzers Todestage.

Mai 1865.

Zeitläufe. Kaiser Franz. Polizei. Zedlitz. Bauernfeld.

Das Wetter war schlecht und Grillparzer klagte über die — wie er wol wisse nur scheinbare — Verschlimmerung des Klima, über seine Gesundheit, seine Schwerhörigkeit.

— „Jetzt will ich noch Teplitz versuchen", sagte er, „wenn das aber nicht hilft, dann ergebe ich mich in das Unabänderliche und höre auf, mich selbst zu peinigen. Ich thue es auch jetzt nur meiner Hausfrauen oder Hausfräulein wegen, die wenn ich mich im Winter unwoler fühlen sollte — und es ist ja bei dem zunehmenden Alter, wenn ich überhaupt noch lebe, gar nicht anders möglich — gewiß sagen würden: Sehen Sie, warum sind Sie nicht in ein Bad gegangen! Gut also, es geschieht, ich gehe, ich habe das Meinige gethan, aber dann will ich Ruhe haben. Es ist ja auch nicht blos die Taubheit, die mich plagt."

Ich meinte, die Schwerhörigkeit sei doch leichter zu ertragen, als manches andere Uebel; man könne lesen, arbeiten . . .

— „Arbeiten“, spottete Grillparzer, „vielleicht, wenn ich nicht so faul wäre — und lesen? Ich habe es natürlich aufgegeben, mich noch mit Kenntnissen für das Jenseits zu bereichern; aber ich nehme gern etwas her von dem was ich kenne, und so bin ich gerade wieder über die spanischen Dichter gekommen, die ich in meiner Jugend so gern gehabt, und die ich immer mit neuem Interesse durchgehe. Aber in einigen Monaten ist Alles so vergessen, daß ich nicht einmal mehr den Inhalt der Handlung weiß.“

„Das geht uns Jüngeren ebenso“, versetzte ich.

— „Sie denken, ich sei niemals jung gewesen; es ist wol lange her, allein es war doch einmal, und ich weiß, was die Jugend vergißt, schnell, leicht, gleich vergißt — das, was sie nicht reizt, nicht interessirt. Aber der Gedanke, es ist gleich ob und was Du liest, in drei Wochen ist Alles wieder verwischt — das ist schrecklich, das ist ein vernichtendes Bewußtsein, ein Bewußtsein, von dem man keinen Begriff hat in früheren Jahren.“

„Man wünscht sich immer“, erwiederte ich, „ein Alter mit voller Klarheit des Geistes; ich sehe, daß man Unrecht hat, daß man glücklicher ist wenn ein weniger klares Denkvermögen die Uebel welche das Alter mit sich bringt, nicht so herb empfinden läßt, eine zweite Kindheit sie überschattet. Sie sind zu klar! Hätte man in früherer Jugend solch volles kritisches Betrachten seiner selbst, man wäre eben so wenig glücklich, als Sie es jetzt sein können. Man würde in dieser Durchsichtigkeit die Menschen nicht verstehen und eben so wenig von ihnen verstanden werden können.“

— „Darin haben Sie vollkommen recht. Ich verstehe die Menschen nicht mehr und weiß nicht einmal, ob der Fehler an ihnen, an mir oder an meinem Alter liegt. Die jetzigen Menschen verstehen alles, was ich nicht verstehe und auch in meiner Jugend nicht zu verstehen glaubte, und ich weiß nicht, ob sie so klug und ich nur zu dumm bin, und so sehe ich Alles um mich schwanken und in Frage gestellt."

Ich meinte, es sei eine Epoche der Gährung und Klärung, des Ueberganges. Die Menschen zur Zeit der französischen Revolution hätten eben so empfunden — Alles aber würde sich von den Schlacken reinigen, wenn auch erst nach uns.

— „Wenn ich das wüßte, mit solcher Bestimmtheit zu sagen mir getraute wie Sie, weil Sie jünger sind, mir wäre besser zu Muthe. Schon mehrmals hat die Welt eine vieltausendjährige Cultur zu Grunde gehen sehen und immer, wie schon die heilige Schrift es andeutet mit dem Thurm von Babel, unter den Symptomen der Verwirrung. Dann sage ich mir freilich wieder: Ein Mann, Ein Gedanke, den wir heute nicht ahnen, kann schon morgen der Welt neue Bahnen weisen. Wie war es doch in den Jahren Fünf und Neun. Welch eine Unterdrückung, welch ein Abgrund und keine Aussicht auf die Möglichkeit eines veränderten Zustandes, auf eine Erhebung Deutschlands, Oesterreichs oder Preußens — der Anderen gar nicht zu gedenken. Da plötzlich kommt dem Manne in Frankreich der Gedanke, sich selbst zu liefern. Keine denkbare Macht konnte ihn stürzen. Er mußte sich einen Gegner suchen, er mußte

es mit der Natur aufnehmen und seine glänzenden, unüberwindlichen Armeen aufs Eis und in die Schneefelder Rußlands führen. Und mit einem Ruck war das Angesicht der Welt verändert und Alles kam in die alten Fugen in einer Art und Weise, wie kein vernünftiger Mensch es für möglich oder wünschenswerth halten konnte."

Ich bemerkte, daß jene Epoche eine wunderbare Zeit sich grell widersprechender Momente gewesen sei, in welcher ein Ereigniß immer das andere Lügen strafte.

— „Die Statue des Kaiser Joseph ist mir da immer ein Monument solcher Momente. Zur Zeit, da es so schlimm stand, daß sich Allen die Ueberzeugung aufdrängte, so könne es nicht fortgehen, es müsse etwas geschehen die Menschen zu bilden, zu heben, dem Phäakenthum zu entziehen, kam man auf die Josephinischen Traditionen zurück. Der Gemeingeist sollte erwachen und Kaiser Franz errichtete seinem Oheim, nicht seinem Vater, ein Denkmal. Man wollte das Volk ermuthigen, begeistern; in diesem Sinne wurde auch der Leopoldsorden gestiftet, der eine Art légion d'honneur sein sollte, für den man aber damals gleich wie er gegründet war niemanden wußte dem man ihn geben konnte. Für die Aristokraten war er nicht und andere wußte man nicht zu finden. Da kam anno Zwölf der russische Feldzug, dann das Jahr Fünfzehn, und man hätte am liebsten auch diese Dinge ungeschehen gemacht. Kaiser Franz wollte von keiner Erinnerung an Kaiser Joseph mehr hören und sagte: „Jetzt bringen mir wiederum 'alles aufs Alte z'ruck." Das Schlimme

war, daß er zur Schreckenszeit der französischen Revolution auf den Thron kam, daß dieser Eindruck ihn nie verließ und auch von anderen Seiten immer wach in ihm erhalten wurde, so daß er nur suchte hintan zu halten, was eine freie Entwickelung fördern oder was selbst mächtig werden konnte; deshalb wollte er auch das geistliche Element nicht zu sehr empor kommen lassen und in dieser Beziehung wünschte ich wol, manches wäre so geblieben wie es damals war. Staat und Religion zu vereinigen, das hat er als Kaiser sehr gut verstanden, und eine solche Zeit der Eintracht kommt nicht wieder. Seine Brüder haben nach der Reihe wie sie Lust hatten Protestantinnen geheirathet, ohne daß das mehr Umstände gemacht hätte, als daß ein eigener Sitz in dem protestantischen Bethaus für sie eingerichtet wurde."

Ich sagte, daß ich das selbst aus eigener Erfahrung wisse. Vater und Mutter hätten in gemischter Ehe gelebt, wir wußten es kaum. Niemand sprach davon und das Wort confessionell sei mir erst als ich erwachsen war zu Ohren gekommen.

— „Und so war es überall; man interessirte sich gar nicht für confessionelle Unterschiede. Man hätte vielleicht ganz darauf vergessen, wenn nicht der Pfarrer Hausknecht und ein Superintendant Wächter vorzügliche Redner gewesen wären, so daß es unter den Katholiken Mode wurde, ihre Predigten zu hören. Von sogenannten religiösen Conflicten war nicht die Rede und wehe dem Geistlichen, der dem Kaiser Franz — welcher sehr gewissenhaft in seine Messe ging und seinen Beichtvater hatte — mit solchen Beschwerden gekommen wäre."

Das Gespräch kam auf nationale und individuelle Bedürfnisse, Anlagen, Fehler, und Grillparzer klagte sich der Arbeitsscheu an, „aber“, schloß er, „wer arbeitet gern? Wer arbeitet, wenn er nicht muß?“

„Wer?“ fiel ich ein, „der Dichter, den die innere Nöthigung treibt und welcher in diesem Drange sich mehr anstrengt, als äußerer Zwang ihn nöthigen könnte. Sie denken doch nicht ich gehöre zu den Leuten, die da sagen, was macht der Mensch? Höchstens alle Jahre ein Trauerspiel! nach der Art eines alten Hofrathes, den mein Vater kannte und der sich ärgerte, daß die Hofschauspieler, die doch nur Abends beschäftigt wären, so viel Gehalt bekämen wie er, der den ganzen Tag und bis in die Nacht arbeitete.“

— Grillparzer lachte herzlich. „Das ist so recht aus der Zeit vom Kaiser Fränz, der wol auch so gedacht hat. Ich habe selbst solche Leute gekannt und meine Jugend war zum Theil umgeben von Menschen dieses Schlages, so daß es ein Glück für mich gewesen ist, ein k. k. Beamter zu sein, dem man nebenbei seine poetischen Ausartungen hingehen lassen konnte.“

Ich sagte, ich sähe nur wie recht ich hätte, niemandem zu glauben, was er selbst von sich sage. Denn nicht nur was positiv an eigenen Werken vorliege, sondern die neben einem Beamtenberufe mit solch eingehendem Eifer betriebenen Geschichts-, Sprach- und Literaturstudien wiesen ja auf ein in jedem Moment von Geistesarbeit ausgefülltes Leben hin.

— „O Gott! ich hätte vielmehr thun können als ich that!“ rief Grillparzer, „viel mehr — aber da waren,

wie gesagt, meine Arbeitsscheu und dann die Verhältnisse unter Kaiser Franz daran Schuld. Es sieht vielleicht nicht gut aus, wenn man auf solche Weise seine Faulheit beschönigen will, aber Sie glauben nicht wie das lähmt, wenn jeder Stoff, den man ergreift, etwas enthält, über dessen Zulässigkeit der Kopf geschüttelt wird. Wie oft ist es mir passirt, daß ich über einer Arbeit zwei, drei Tage in größtem Eifer saß. Da kommt ein Freund daher. Was machst Du? Das und Das. Bist Du nicht klug geworden? für wen und wann schreibst Du? Da wird Dir die Polizei schön auf den Hals kommen. Es ist unglaublich, wie so etwas, mehrmals wiederholt, entmuthigt, und in der That ist es mir ein paar Mal geschehen, daß die Polizei wie bei einem Taschendieb in meiner Wohnung Untersuchung hielt."

„Unmöglich!" rief ich, „und das geschah unter der Regierung des Mannes, der da selbstbewußt von sich sagte: „Regieren, das kan i", und dessen Sohn sich noch Ihnen gegenüber rühmte, diese Kunst von seinem Vater erlernt zu haben — da muß man doch lernen, jeder Regung des Selbstvertrauens mißtrauen."

— „Wenn man ihr überhaupt mißtraut, kann man ihr schon vertrauen. Uebrigens hat der Kaiser Ferdinand jene Aeußerung nicht gegen mich, sondern gegen den Baron Zedlitz, einen damals sehr beliebten Dichter und ehemaligen Officier, gethan. Dieser war durch die Vermittelung der Herzogin von Acerenza in die Staatskanzlei gekommen, wo er als literarisch journalistischer Zeitungskämpe — er hat auch damals die vielen be-

kannten Artikel in die „Allgemeine Zeitung" geschrieben — seine Stelle finden sollte. Die Leute die nach Oesterreich kommen, katholisch werden, in die Staatskanzlei eintreten oder sonst wie ihr Glück bei uns suchen, das ist, nebenbei gesagt, gerade dieselbe Gattung Menschen, die von uns aus nach der Türkei gehen, ihren Glauben abschwören, Paschas werden oder Geschäfte machen, die den Juden dort zu schlecht sind, eine Rolle im Staat, oder wenn sie zu Reichthümern kommen, in Pera oder Smyrna spielen."

Ich trat hier Grillparzer entgegen, indem ich bemerkte, daß es auch solche gebe, die für eine religiöse oder politische Idee einträten und der Staatskanzlei ihre Dienste widmeten, wie ich selbst unbeugsame Ehrenmänner dieser Art kenute, und er gab dies vollständig zu, nur Zedlitz, den „gefräßigen Lebemann", wollte er ihnen nicht beigezählt wissen.

— „Als Letzterer sich dem Kaiser Ferdinand vorstellte, mochte dieser wol von dem Hange des edlen Freiherrn, so wenig als möglich zu thun, gehört haben und er ermahnte ihn daher dringend, fleißig zu sein und etwas zu lernen. „Schauens nur, das 's was lernen", sagte der gutmüthige Kaiser, „denn sehn's, i dank's mein' Vater noch im Grab, daß er mi's Regieren hat lernen lassen."

„Aber unter diesem Schüler seines Vaters ist Ihnen Aehnliches nicht mehr widerfahren?" frug ich.

— „Nein, diese Vorgänge in früheren Jahren erklären jedoch vieles und Sedlnitzkys Censur wirkte fort. Freilich hätte man denken sollen, daß die

Dinge für eine spätere Zeit aufbewahrt werden könnten, aber dies Schreiben für die Zukunft, ins Ungewisse, das Bewußtsein, kein lebendes Echo zu finden — denn am Ende, wer sagt Einem die Wahrheit und an wen soll man sich, um dieselbe zu erfahren, wenden als an das Publicum — das hat mich immer entmuthigt, mir alle Lust geraubt."

Die letzteren Worte, deren tiefwiegende Bedeutung für Grillparzer ich später kennen zu lernen Gelegenheit hatte, haben mir im weitern Verkehr gezeigt, daß er wirklich in der Stimme des Publicums die Stimme der Götter anerkannte. Sein unerschütterliches Festhalten an diesem Gottesurtheil, das ihn bewog, niemals wieder mit etwas Neuem vor das Publicum zu treten, als er einmal dessen Beifall nicht errungen hatte, war nicht beleidigter Stolz — wenigstens nicht dieser allein — sondern die Ueberzeugung, daß es ihm nicht mehr gegeben sei, das Richtige zu treffen. Denn er hielt gerade das Stück, mit welchem er keinen Erfolg gehabt*), für eines der besten und so lange sein Urtheil sich darin nicht ohne sein Zuthun ändere, so lange er bei Durchlesung des mißliebigen Stückes nicht dahin komme, die Richtigkeit jener öffentlichen Urtheile einzusehen, so lange könne er nicht hoffen etwas zu schaffen, das einer ihm unverständlich gebliebenen Kritik entspräche.

Obschon Grillparzer über diese scheinbare Empfindlichkeit oft und herbe getadelt worden ist, so haben doch die in seinem Nachlasse vorgefundenen Stücke ungeachtet

*) „Weh' dem, der lügt."

mancher poetischen Schönheit bewiesen, daß er vollkommen recht hatte in dem Mißtrauen gegen sich selbst den Forderungen des Publicums gegenüber, und daß ihm in der That jene Uebereinstimmung mit dem Geschmack der Zeit abhanden gekommen war, welche er als ein nothwendiges Attribut jedes für die Gegenwart schaffenden Dichters betrachtete.

Die Erwähnung jenes mißliebig aufgenommenen Stückes blieb auch für mich immer ein schwieriger Gegenstand, da ich gleichfalls zu der Schaar Derer gehörte, denen es an Verständniß für dasselbe fehlte. Ich mußte daher im Gegensatze zu meiner sonstigen Freimüthigkeit ihm gegenüber vorsichtig sein und so suchte ich denn auch dieses Mal das Gespräch auf andere Wege zu bringen, indem ich Derjenigen gedachte, welche, unabhängig vom Erfolg, ihre schöpferische Thätigkeit bewährten und namentlich österreichischer Künstler und Dichter dieser Art erwähnte.

— „Sehen Sie", sagte Grillparzer, „Bauernfeld ist da gerade das Gegentheil von mir. Ein Stück von ihm mißfällt oder es hat nicht den erwünschten Erfolg — und darin ist er mir wieder gleich, daß er nicht Zukunftsdichter, Zukunftsmusiker sein will — was thut er? Er giebt nicht wie ich gleich Glauben und Hoffnung auf, es künftig besser zu treffen. Nein! Er schreibt nicht nur auf der Stelle ein Stück, das dem ihm bekannt gewordenen Geschmack des Publicums mehr entspricht, sondern nach einiger Zeit geht er auch noch auf das Abgelehnte zurück, formt es um nach den Bedürfnissen der Zuschauer und erkennt durch sein bis ins

Greisenalter rührig fortgesetzes Schaffen das Urtheil dieses Publicums ebenso als Richterstuhl an wie ich. Nur mit dem Unterschiede, daß ich durchaus nicht die Fähigkeit habe, in eine durch die Kritik vorgeschriebene Form etwas hinein zu zwängen, weil ich nur sagen kann: da ist es — nur so wie es ist, konnte ich es schaffen Habe ich Fehler begangen, habe ich Unbrauchbares producirt, so kann ich es so wenig ändern wie mich selbst, meine Denkweise, oder, wie der Baum seine Frucht, — zum Oculiren bin ich mit einem Wort nicht geeignet."

Herbst 1865.

Beethoven. Schumann. Musik.

Wir waren in Teplitz an einander vorübergefahren, Grillparzer hatte im Herrenhause gewohnt und am Morgen nach unserer Ankunft seine Zelte abgebrochen. Nach Wien zurückgekehrt, fand er seinen Zustand nicht gebessert und klagte, daß sein Arzt, Herr Medicinalrath Dr. Preyß, der vieljährige und getreue Hausarzt und Freund, ihm immer Hoffnung auf Wiederherstellung seines Gehörs gebe, während seine Hausfräulein ihn versicherten, es stände gar nicht so übel damit. „Alles Das aber", sagte er mit trübem Lächeln, „ist illusorisch, da nur ich allein weiß, wie schlimm es steht, welche Anstrengung es mich kostet, einzelne Worte aufzufangen und daraus den Inhalt des zu führenden Gesprächs zu construiren. Dafür kenne ich aber auch das Opfer, das man mir bringt, indem man mich besucht, denn ich erinnere mich noch obendrein von Beethoven her, wie peinigend und anstrengend das ist und wie ich später selbst nicht mehr zu ihm gehen mochte; nicht nur, weil er gar nicht mehr hörte, sondern weil er auch wild und

wüthend darüber wurde — was hoffentlich bei mir nicht der Fall sein wird — aber wer weiß es."

Ich versetzte, daß man das wohl wisse, denn es herrsche doch ein großer Unterschied zwischen des Dichters billig humanem und jenes Tondichters bekannten cholerisch hartnäckigem Charakter.

— „O", erwiederte Grillparzer, „Beethoven war der gutmüthigste und beste Mensch — wenn auch heftig und aufbrausend, doch seiner Natur nach heiter und wolwollend. Die Taubheit brachte ihn zur Verzweiflung, ja zuweilen bis zur Tobsucht, und ich begreife diese nach meinem eigenen Zustand. Und doch war Musik für mich nie Lebensberuf, nie Thätigkeit jedes Augenblicks, sondern nur Erheiterung, Studium und Freude meiner freien Stunden. Wie mußte ihm, der in Tönen dachte, zu Muthe sein, welche Qual mußte er empfinden wenn ihm, wie dies bei mir jetzt der Fall ist, die Musik als ein widriges Geräusch erschien — so widrig, daß ich aufgeben muß mich damit zu beschäftigen."

„Und macht es Ihnen keine Freude Notenpartituren zu lesen?" frug ich.

— „Noten lesen, ohne das Gelesene zugleich für mich zu reproduciren, ist mir auf die Dauer kein Vergnügen Es ist mit der Musik die man kennt wie mit einem Gedicht, das man auswendig weiß und das man gern wieder für sich hersagen, aber nicht lesen mag. Aber ich habe schon daran gedacht, mir eine Tastatur, ein stummes Clavier, anzuschaffen, auf welchem ich, indem ich meine Finger in gewohnter Weise hingleiten ließe, meiner Phantasie die Illusion der Aufführung des Mu-

sikstücks geben könnte. Das kommt Ihnen gewiß recht närrisch vor und Sie können sich das nicht vorstellen, aber ich denke immer, das wäre etwas, so ein Surrogat für die Wirklichkeit, wie man im Alter häufig damit vorlieb zu nehmen gezwungen ist. Immer bliebe es besser, als das widrige Geräusch, das mir Musik verursacht, und, wie gesagt, ich denke da immer an Beethoven und entschuldige das tobende Wesen in das sich seine sonst so gutmüthig heitere Natur umgewandelt hatte."

Ich bemerkte, daß mich diese Aeußerung Wunder nähme, da sich darin gerade das Gegentheil der mißtrauisch trübsinnigen und menschenfeindlichen Gemüthsart, die Beethoven beigelegt werde, ausspräche.

— „Weil die Leute, die über ihn schrieben und noch schreiben, ihn nur vom Hörensagen und aus seiner letzten Zeit kannten, da er in sich verschlossen und durch seine Taubheit von der übrigen Welt getrennt wurde. Er war ein guter, zum Scherz geneigter, darin, ich möchte fast sagen, tactloser, kindischer Mensch und ich erinnere mich da an eine Begegnung, die zwischen mir und ihm stattfand*). Ich besuchte ihn einstmals im Sommer, als er in Hetzendorf im Baron Pronay'schen Hause wohnte. Es gab damals noch keine Gesellschaftswagen und so mußte ich einen Fiaker nehmen und ihn am Thore warten lassen. Beethoven freute sich, wie

*) Die seither allgemein bekannt gewordene Anecdote wird hier wiederholt, weil sich in der gesprächsweisen Erzählung Aeußerungen des Dichters eingeflochten haben, welche für diesen bezeichnend sind.

es schien, über meinen Besuch, bat mich denselben gewiß zu wiederholen, und ließ es sich, nachdem ich ein paar Stunden bei ihm verweilt und gespeist hatte, nicht nehmen mit mir in den offenen Wagen zu steigen, um, wie er sagte, noch länger mit mir zu sein. Ungeachtet meines Protestirens fuhr er immer weiter und weiter mit mir. Da ich wußte, daß er den ganzen Weg zu Fuß zurücklegen mußte, wurde mir die Sache schon sehr peinlich, als er plötzlich einige Minuten vor dem jetzigen Burgthor, das damals gerade gebaut werden sollte, aussprang und mit lautem Gelächter fortlief. Erstaunt über dies sonderbare Betragen, sah ich um mich und bemerkte an der Stelle, wo er gesessen, ein zusammengelegtes, weißes Papier, das er verloren haben mußte. Ich ließ halten, rief und winkte, allein er lief immer mehr lachend und mit der Hand abwehrend so schnell er konnte, seines Weges. Ich öffnete das Papier und fand darin einen Anticipationsschein von fünf Gulden, „ein Füuferl", wie man es damals nannte. Als der Kutscher mein Befremden merkte, sagte er, seine Hand nach dem Gelde ausstreckend: „Geben's nur her, dös ghört für mi. Der Herr hat mi, derweil ich g'wart hab', g'fragt, was i für a Fuhrlohn z'kriegen hab', da hat er's Ihna halt hing'legt und dessentwegen hat er so glacht."

— „Ich war sehr unangenehm berührt, denn eigentlich wäre dieses Vorgehen als eine Beleidigung anzusehen gewesen. Ich war Beethoven gegenüber nicht ein so armer Teufel, daß ich den Wagen nicht bezahlen konnte, und wenn ich's gewesen wäre, hätte er um so weniger

so verfahren dürfen, schon gar vor dem Kutscher. Ich überlegte jedoch, daß ja nur die reinste Herzensgüte und der Gedanke, ich würde, da mich der Wagen nichts gekostet, recht bald wiederkommen, ihn zu diesem Vorgehen bestimmte, das er, wie sein Lachen bewies, für außerordentlich witzig und fein hielt. Auch erwog ich, daß eine Auseinandersetzung seiner Tactlosigkeit — wenn er dieselbe überhaupt begriffen hätte — für ihn beleidigender war, als die stillschweigende Annahme dieses „Fünferls" für mich; ich würde ihn nimmermehr zur Einsicht seines Fehlers gebracht, sondern nur seinen Zorn über die bodenlose Verkehrtheit der Menschen erregt haben. Vielleicht wäre es gar zu einem jener wilden Ausbrüche gekommen, die ihn vor den Leuten, die in sein kindliches Wesen einzugehen und ihn zu verstehen nicht vermochten, in den Ruf der Verrücktheit brachten. Denn er war ein altes Kind und man durfte in allen dem practischen Leben angehörenden Dingen nicht auf practisches Verständniß bei ihm rechnen. Wo die gesunde Vernunft nicht genügte, wo Rücksicht und Klugheit erforderlich waren, da blieb er fremd sein Lebelang und bis an sein Ende ein Wildfang."

Ich freute mich dieser feinen und eingehenden Charakteristik des großen Tondichters und erzählte, daß ich soeben eine Novelle von Müller von Königswinter gelesen, welcher Alles, was sich von traditionellen Nachrichten über Beethoven's Jugend in Bonn noch habe auftreiben lassen, zu einer Erzählung unter dem Titel „Furioso" — das war der Name, den ihm die Collegen in seiner Vaterstadt beigelegt — zusammengefaßt

habe, und frug, ob ich dieselbe als Lectüre anbieten dürfe.

— „Ich lese im allgemeinen nicht gern Dichtungen, die sich auf Personen der Gegenwart beziehen, schon gar nicht wenn ich diese Personen selbst kannte. Ich möchte, und Jeder wird das wollen, daß die Menschen so dargestellt würden wie sie waren, oder besser, wie sie mir erschienen, und das Verziehen und Verzerren der Individualitäten um sie unterhaltend für einen romanbegierigen Leserkreis zu machen, ist mir widrig. Das verleidet mir auch die Zeitungen, ja, ich könnte beinahe sagen, die Geschichte der Neuzeit. Wenn man, wie ich, sich noch an so viele Dinge erinnert und weiß wie sie wirklich ausgesehen haben, und wie wenig wahr ist von Dem was erzählt und geschrieben wird, bekommt man fast einen Abscheu vor solchen Büchern. Insbesondere wir Oesterreicher, die wir alles was Geschichte heißt, aus dem Ausland beziehen, werden mit einer Unwahrheit behandelt die beinahe Widerwillen erregt. Da finden Verwechselungen von Namen, Darstellungen gleichzeitiger Ereignisse als wären sie auf einander gefolgt oder wol gar aus einander hervorgegangen, statt, die mich wirklich ungeduldig machen."

„Das ist aber doch großentheils unsere eigene Schuld", erlaubte ich mir einzuwenden, „machen wir doch Archivgeheimnisse aus allen Dingen. Warum hat man den schönen Briefwechsel Maria Theresien's mit Marie Antoinette, der, nebenbei gesagt, nicht ein Wort enthält, das nicht vor fünfzig Jahren schon gedruckt werden konnte, erst jetzt veröffentlicht, da durch Schwin-

delei und Lüge schon verfälschtes Zeug aus Frankreich in's Publicum gelangte und uns nicht einmal die Ehre blieb, die wirklichen Originale zu rechter Zeit und ohne Anstoß von außen der Oeffentlichkeit übergeben zu haben. Ja, wir danken wol auch jetzt die Veröffentlichung dieser interessanten Briefe nur dem persönlichen Antrieb Alfred's von Arneth."

— „Man hätte bei uns vor der Oeffentlichkeit eine solche Angst, daß man auch mit Dingen die uns zur Ehre hätten gereichen können, zurückhielt. Da nun aber alle anderen das Gegentheil thaten, kamen wir natürlich in den Schatten und schließlich traute man uns nicht allein nichts zu, sondern wir verloren selbst das Vertrauen in unsere Sache — ja, wir haben es schon so gründlich verloren, daß wir selbst belachen was wir an unseren Zuständen nicht billigen können, um uns vor dem spöttischen Urtheil der Ausländer zu schützen, die dann wieder nicht wissen, was sie aus uns machen sollen, und uns entweder blinder Parteilichkeit für nicht zu rechtfertigende Vorgänge, oder anderenfalls des Mangels an Vaterlandsliebe und Selbstgefühl beschuldigen. Wie wir denn in der That trotz unserm viel zu weit gehenden Kosmopolitismus und nachdem wir die Niederlande, die Vorlande, Schlesien, die Lombardei verloren haben und Venedig noch auf dem Sprunge steht, wenig angethan sind, uns mit den uns verbleibenden Landsleuten, den Magyaren, Kroaten, Tschechen, Ruthenen und Anderen identisch zu fühlen oder wol gar patriotisch mit ihnen zu schwärmen."

Nach allerlei Wendungen, die das Gespräch nahm

über die Regungen berechtigten Selbstgefühls der Oesterreicher, kam es auf die großen Musiker Mozart, Haydn, Gluck und wieder zurück auf Beethoven, welche Alle, wie Grillparzer meinte, in Oesterreich nicht nach Gebühr geehrt wurden und zu deren Erinnerung, wenn sie geborene Preußen, in ihrem Vaterland gewiß schon alle möglichen Institute und Monumente veranstaltet worden wären, während man deren Werke bei uns oft jahrelang nicht zu hören bekommen habe. Schließlich ersuchte er mich doch noch um Zusendung der Müller-Königswinter'schen Novelle. Ich schickte dieselbe zugleich mit einigen Bänden der „österreichischen Revue", welche unter dem Titel: „Die dramatischen Dichter Oesterreichs" Aufsätze von Robert Zimmermann enthielten, die, wie ich glaubte, Grillparzer interessiren mußten, und bekam dieselben nach einiger Zeit in Begleitung des beifolgenden Briefes zurück.

30. Jänner 1866.

Verehrte gnädige Frau!

Ich sende hierbei die mir gütigst geliehenen Bücher zurück. Der Aufsatz des Professors Zimmermann hat mich sehr befriedigt. Einmal, weil ich beinahe in Allem seiner Meinung bin, dann hat er mich auch gelobt und das ist von gescheidten Leuten immer angenehm.

Eben so erfreut hat mich die Novelle „Furioso". Ich liebe zwar im Allgemeinen die Novellen mit wahrem Hintergrund nicht, weil, wo Einem vor Allem das Wahre an der Sache interessirt, man immer fürchtet, daß durch die ästhetische Behandlung etwas

von jenem beeinträchtigt worden sei. Hier aber citirt er immer seine Gewährsmänner und so fällt diese Furcht weg.

Daß Sie mir mit dieser geistigen Nahrung auch leibliche, vortreffliches Obst, geschickt haben, sollte ich fast übel nehmen.

In früherer Zeit würde ich mit einem Gedicht geantwortet haben. Aber mit den Versen steht es gegenwärtig schlecht bei mir.

Mich tröstet nur, daß man die Kranken mit Recht als Kinder behandelt, denen man vor Allem durch den Gaumen ein Vergnügen zu machen sucht.

Mit lebhaftem Antheil an Ihnen und den Ihrigen

ergebenst

Grillparzer.

Mit dem Obst, dessen Sendung der alte Herr fast übel nehmen wollte, hatte es die Bewandtniß, daß ich ihm zu seinem Geburtstag einen Korb mit Früchten, zum Berge gehäuft, geschickt, in dessen Mitte ich eine Hiazynthe als Baum gesetzt hatte. Einige scherzhafte Zeilen sagten, daß dem genäschigen Adam die Sache erleichtert und ihm gestattet sei, von allen Früchten mit Ausnahme derer des mittlern Baumes zu genießen. Als ich dann später kam, scherzte Grillparzer, dankte und sagte, ich hätte es mit dem Geburtstagsgeschenk ganz getroffen, da der Arzt ihm gerade empfohlen, täglich etwas Obst zu essen. Ich sandte demgemäß am folgenden Sonntag wieder ein Körbchen Obst, erschrak nun nicht wenig, als er es übel nehmen zu wollen schien und bat schriftlich, er möge mir diese einzige Aehnlich-

keit, die ich mit dem großen Beethoven hätte — meine Sache ein bischen ungeschickt anzufangen — nachsehen, mich für eben so unverbesserlich halten, wie Jenen, und mich mit gleicher Nachsicht behandeln. Ich würde mir das Vorrecht der Frauen, dem Dichter Blumen und Blüthen zu spenden, nicht nehmen lassen, und wenn diese Blüthen eben etwas verjährt und Früchte daraus geworden seien, so müsse das als eine Zufälligkeit angesehen werden.

Als ich das nächste Mal kam, hob Grillparzer nach den ersten Begrüßungen drohend den Finger.

— „Ihr Brief! Ihr Brief!" sagte er. „Ich habe ihn zwei Mal lesen müssen, um die Hinterlist und Bosheit zu verstehen, die ja aus jedem Wort wie Pfeile auf mich gerichtet waren."

„Ja", versetzte ich, „aber wie Pfeile, die statt der Spitze Tyroler Aepfel auf Sie zückten."

— „Gott beschütze mich alten, hinfälligen Mann vor einem solchen Bombardement!" rief er lachend, die eine Hand abwehrend vor den Kopf haltend und mit der andern die meine schüttelnd.

Im Laufe des Gesprächs kam die Rede auf die Biographie von Anschütz, welche ich zur Lectüre anbieten wollte. Grillparzer entschuldigte sich beinah, daß er sie schon habe, was gewiß nicht der Fall wäre, wenn die Familie des Künstlers ihm das Buch nicht verehrt hätte; was wiederum nicht geschehen wäre, wenn man nicht bei ihm gewesen und die Erlaubniß zum Wiederabdruck seiner an Beethoven's Grab von Anschütz gesprochenen Rede erbeten hätte. Weil er dadurch ge-

wissermaßen als ein Mitarbeiter oder doch wenigstens als ein Beitrag Liefernder angesehen wurde, habe man ihm das Buch, da es erschien, verehrt.

— „Obschon ich übrigens sagen muß“, fuhr er fort, „daß diese Rede nichts weniger als ganz nach meinem Geschmack ist, wollte ich doch keine Einwendung gegen deren erneute Drucklegung erheben. Es ist mir bei deren Abfassung eigen ergangen. Schindler kam mich zu benachrichtigen, daß Beethoven gefährlich erkrankt sei und ich sollte Etwas aufsetzen, um im Falle seines Ablebens einige feierliche Worte bereit zu haben. Ich setzte mich sogleich hin und schrieb in der Erregung Etwas auf, das ganz gut war. Als aber schon am nächsten Tage die Nachricht seines Todes mich traf, war ich so ergriffen, daß mir kein Gedanke mehr zu Gebot stand, und das Ende fiel deshalb schlecht genug aus. Doch ich dachte: sei's — ich konnte nicht weiter. Und so ist diese Rede an seinem Grabe von Anschütz gesprochen worden, hat sich bis heute erhalten und mag meinethalben von Anderen gelesen werden und Interesse haben, um Dessentwillen, dessen Andenken sie geweiht ist.“

Das Gespräch kam hierauf auf Musik und Grillparzer bedauerte, daß gerade, an Beethoven's letzte Compositionen, die schon ihm (Grillparzer) und vielen Anderen gleich bei ihrem Erscheinen unverständlich gewesen und geblieben seien, sich die Nachtreter gehalten und die Zukunftsmusik daran ihren Ausgangspunkt genommen habe. Er wisse nicht, wie ich darüber dächte; er sei ja schon seit Jahren ein geschlagener Mann, der

gar nichts höre, allein er habe sich in jene neue Musik nicht hineinfinden können.

Ich sagte, daß das Auftreten der neuen Richtung mir nicht so überraschend erschienen wäre; daß in Meyerbeer's letztem Werke schon mehr das Rhapsodische, Abgerissene und Zerrissene sich geltend gemacht, mehr die beabsichtigte Wirkung des Rhythmischen und der Effekte als der unwillkürliche Eindruck des Harmonischen und der Melodie hervorgetreten sei, und daß unter diesen Nachfolgern doch Leute wären, die Großes und Eigenes geleistet, wie Schumann und Andere.

— „Ich höre oder vielmehr: ich höre nicht, aber die Leute sagen mir, daß Schumann's Musik wirklich Musik sei und es ist mir angenehm es zu glauben — nur war ich gerade immer ungläubig gegen ihn. Mein Gott! es sei fern von mir, einem Unglücklichen sein Unglück als Tadel beizumessen — aber Schumann ist wahnsinnig geworden und ich meine immer, ein Künstler, der wahnsinnig wird, sei im Kampfe gegen seine Natur gelegen und das Resultat eines solchen Zwiespaltes zeige sich eben in dieser Zerrüttung."

„Ich dachte", erwiederte ich, „Sie würden sagen, ein Künstler, der wahnsinnig geworden, habe solchen Keim längst in sich getragen und Das, was er hervorgebracht, müsse dessen Spuren an sich tragen."

— „Auch das, auch das! Ich sagte ihm einmal, da ich zu ihm kam, um seiner Frau, die mich aufgesucht hatte und die eine große Künstlerin und eine edle vortreffliche Frau ist, für ihren Besuch zu danken — Sie wissen

vielleicht, daß sie als Mädchen schon mich interessirte und daß ich auch ein Gedicht an sie gerichtet habe, das sogar irgendwo abgedruckt worden ist — also ich sagte ihm einmal manches über das wiener Publicum und daß ich glaubte, es habe einen sehr guten musikalischen Geschmack. Er widersprach nicht, allein er meinte, es sei doch gar zu sehr gegen alles Neue eingenommen und erkläre sich dagegen so lange als möglich."

„Das ist aber wahr", fiel ich ein, „denn was habe ich in meiner Jugend alles gegen Mendelssohn vorbringen hören, und wie lange wurde er in Wien abgelehnt, nachdem er überall schon Anerkennung gefunden hatte."

— „Schumann gedachte offenbar des für ihn nicht sehr erfreulichen Umstandes, daß seine Musik hier nicht Anklang fand. Wenn er lebte, würde es ihn jetzt doppelt freuen, denn seine Musik ist ja hier zur Geltung gekommen und das richtige Urtheil hat sich also ihm gegenüber eben so bewährt wie er sich als Meister vor diesem Richterstuhle."

„Und wenn Sie Gelegenheit hätten, diesen Aufführungen beizuwohnen, würden Sie dem Geschmack Ihrer Landsleute auch jetzt beistimmen?" sagte ich dazwischen.

— „Nein, das doch nicht", versetzte Grillparzer lebhaft, „das doch nicht — denn jene Musik der älteren Zeit, das ist für mich nicht Musik — nein, in ihr liegt mein Leben, es rauscht darin meine Jugend! Alles, was ich gedacht und empfunden in meinen besten Jahren! Ich gehöre jedoch keineswegs zu denen, die da meinen, man könne mit Tönen Ideen darstellen oder Thatsachen schildern, wie es jetzt Musiker giebt, die derartiges versuchen."

„Wie z. B. Berlioz, welcher Scenen aus dem Leben eines Künstlers in einer Symphonie auszudrücken sucht", fiel ich ein.

— „Was geradezu ein Unsinn ist. Ich meine mit dem, was ich hier erwähne, nur daß gewisse Gedanken und Empfindungen, welche gleichzeitig mit einem gewissen Tonstück uns beschäftigt haben, sich mit diesem so verbinden und von diesem so umhüllt werden können, daß sie, lange vergessen, bei Reproduction dieses Stückes in das sie sich gleichsam eingerollt haben, unvermuthet wieder hervortreten. In die Musik jener Zeit aber ist meine ganze Jugend mit all ihren Träumen und Illusionen verwebt und schon deshalb könnte keine spätere ihr für mich gleichkommen. Wie sehr sie in diesem Sinne zu reproduciren vermag und wie in ihrem Hauch die vergangenen Dinge zur Auferstehung bereit enthalten sind — das ist vielleicht nicht Jedem so klar geworden wie mir, der — aber ich komme in's Schwätzen!"

„Denken Sie doch nur", bat ich, „wie viele mich darum beneiden würden, Ihnen zuhören zu dürfen! Wie ist Ihnen das so absonderlich klar geworden?"

— „Ich schrieb gerade an dem „Goldenen Vließ", da starb plötzlich meine Mutter auf eine schreckliche Art — schrecklich durch die Erscheinungen, die sich in den letzten Zeiten ihres Lebens zeigten. Meine Mutter war sehr musikalisch, bis zu ihren letzten Tagen wenigstens eine große Musikfreundin, und wenn ich schrieb und dichtete hatte ich immer wie eine große Musik in mir."

„Schiller erzählt genau dasselbe von sich in seinen Briefen an Körner", schaltete ich ein. „Der lyrische

Inhalt eines Gedichtes schwebte ihm immer gestaltlos melodienartig vor."

— „Ich erinnere mich dieses Ausspruches von Schiller nicht, allein in einer andern Form habe ich oft Gleiches empfunden. Der Tod meiner Mutter machte einen gewaltigen Riß in mein Leben und Denken. Ich ging nach Italien und die dortigen Eindrücke, das veränderte Leben ohne meine Mutter hatten mich der begonnenen Arbeit so entfremdet, daß ich, als ich heim- und zu derselben zurückkehrte, den Faden nicht mehr fand. Ich war noch zur Zeit da die Mutter lebte, zu Caroline Pichler gekommen und hatte besonders oft mit ihrer Tochter vierhändig gespielt. Als ich sie nach langer Unterbrechung wieder sah und sie mich aufforderte mich wieder einmal an das Clavier zu setzen, die zuletzt gespielten Stücke, namentlich Mozart's vierhändig eingerichtete G-moll-Symphonie unter unseren Händen ertönte — da kamen mir plötzlich die vergangenen Zeiten mit all ihren Ideen und Empfindungen zurück und die Gedanken zur Medea entrollten sich vor mir in vollster Klarheit. Alles, wie ich es mir damals vor dem Tode der Mutter gedacht, stand wieder vor mir, und als ich nach Hause kam, setzte ich mich an die Arbeit und war im Stande sie zu vollenden."

Welche Qual, welche Entbehrung für den musikkundigen Mann in seiner Schwerhörigkeit lag, lernte ich erst später einsehen, da ich der für mich ganz unübersehbaren Kenntnisse des vielseitigen Greises auch auf diesen Gebieten gewahr wurde. Er hatte nicht nur durch die gründlichsten Studien des Contrapunktes bei

dem gründlichsten Mann dieses Faches, bei Simon Sechter, sich die Grammatik der Tonkunst ganz eigen gemacht, sondern seine bis in die älteste Musik hinanreichende Kenntniß aller Compositionen und ein ungeheures Gedächtniß, das dieselben ihm immer nahe hielt, waren Ursache, daß er wenig moderne Tondichtungen als neu und original gelten ließ. Ja man mußte sich eingehender in diese Dinge vertiefen, um sich zu überzeugen, daß solche Aeußerungen mit keiner Mißlaunigkeit zusammen hingen, daß vielmehr die Kenntniß jeder Passage, jedes ungewöhnlichen Ueberganges, die genauesten Daten wo und bei welcher Gelegenheit diese schon in Anwendung gekommen seien, solch strengen Urtheilen über moderne Musik zu Grunde lagen. Ganze Stöße seiner fleißigen Ausarbeitungen und theilweise wol auch eigener Compositionen hatten sich angehäuft, welche, wie Grillparzer scherzhaft sagte, Dank der Sorgfalt der Fräulein Fröhlich dem jüngsten Tage entgegen zu sehen bestimmt schienen.

Februar 1866.

„Ein treuer Diener." Burgtheater. Schauspieler. Laube.

Wir hatten durch des Hofschauspielers J. Lewinsky gütige Vermittlung der Probe von „Ein treuer Diener seines Herrn" kurz vor der erneuten Aufführung dieses eigenthümlichen Stückes beigewohnt, das die Treue des Dieners, des Vasallen als eine abstracte Tugend wie die des Weibes darstellt, welche von dem Gegenstande, dem sie sich widmet, nicht bedingt wird, die schön ist an sich durch ihre Unwandelbarkeit und ohne Rücksicht und Kritik des Gegenstandes, dem sie sich weiht. Ich sagte das Grillparzer, der mir erwiederte, daß es ihn freue, so verstanden zu werden, und wie er bedaure, daß den Kritikern und Recensenten immer nur das dienstliche Verhältniß vorschwebe, während die Treue an sich als eine heilige Tugend unter den Menschen angesehen werde, der Pflicht, dem Schwur gegenüber eine ethische Geltung haben und behalten müsse, so lange überhaupt das gegebene Wort als bindend erscheine. Die Anfechtungen, welche eine solche Treue erfahre, seien in ihrer Art eben so des Interesses würdig als die Gefahren, welche die Liebe zu bestehen hat.

— „Eine Treue zu bewähren, die nicht angefochten

wird, das ist kein Verdienst", fuhr Grillparzer fort; „aber daran festhalten wie der Bancban trotz Allem und Allem, nachdem sein Innerstes getroffen, sein Weib getödtet, dieselbe Treue zu halten, die sie ihm hielt, und die eigene Rache für den Schimpf nicht zu vermengen mit der Treue, die er dem Manne gelobt, der Krone, Reich, Weib, Sohn ihm anvertraut — das ist eine hohe, wie mich dünkt, eine erhabene Tugend — während die Recensenten sie eine hündische nennen. — Sei's."

Ich bemerkte hierbei, daß nicht nur im Leben der Bancbane und Könige solche Conflicte vorkämen, sondern daß wol jeder einmal sich genöthigt gesehen, übermäßige Großmuth zu üben, weil ihm zwischen dieser und niedriger Gemeinheit kein Mittelweg geblieben, wie's auch beim Bancban der Fall sei. Wenn er sich nicht treu beweise bis auf das Alleräußerste, sei er ein gemeiner, unritterlicher Rebell, der seines Herrn Vertrauen täuschte, wie berechtigt auch seine Rache sein mochte.

— „Darüber ist nicht zu streiten; zu streiten wäre wol darüber, ob der Tod der Königin in dieser Weise gerechtfertigt ist, allein dieser ganze Stoff ist mir jetzt recht eigentlich zuwider und es ist schrecklich für mich, daß man dies Stück von mir — der ich die Ungarn nicht leiden mag, insbesondere seit sie den Natonalitätenschwindel in Oesterreich herauf beschworen — nun wieder aufführt, ohne mich zu fragen. Freilich man fragt nicht, da hätte man viel zu thun und Laube weiß, daß ich immer Nein sage."

„Da hat er allerdings recht, nicht erst zu fragen", meinte ich.

— „Aber es ist ein Verhängniß, daß dies Stück, das ich auf besondere Veranlassung schrieb, ohne mich jemals für diese Leute zu interessiren, mir jetzt eine politische magyarenfreundliche Färbung giebt. Es wäre mir niemals eingefallen, einen Vorwurf aus der ungarischen Geschichte zu wählen, wenn die gute, liebe und gescheite Frau, die Kaiserin Karolina Augusta, Kaiser Franzen's letzte Gemalin, die ja noch lebt, mich nicht, da sie zur Königin von Ungarn gekrönt wurde, hätte auffordern und fragen lassen, ob ich zu dieser Festlichkeit nicht ein Stück schreiben wollte. Ich durchlas die ungarischen Geschichtsbücher, deren es damals noch nicht eine solche Menge gab wie jetzt, fand aber außer diesem wenig, was mir zu dramatischer Bearbeitung geeignet schien. Ich brauche wol auch nicht zu sagen, daß mir das Ungehörige dieses Gegenstandes zu dem beabsichtigten Gelegenheitsstücke sogleich in's Auge fiel, weil man nicht bei der Krönungsfeier einer Königin Aufruhr und den Mord einer Königin zur Darstellung bringen kann. Das Gelegenheitsstück unterblieb. Allein ich hatte den Stoff einmal im Kopfe und arbeitete ihn aus, unbedacht, ob Ungarn oder weiß Gott was für Leute dessen Träger wären."

„Was das Stück so magyarenfreundlich erscheinen läßt", versetzte ich, „ist dieser wilde Prinz von Meran, welcher als ein Fremder dargestellt wird und den Ungarn gegenüber wol als ein deutscher roher Wüstling erscheinen mag."

— „Dieser Prinz von Meran ist ein Graf von Meranien, und Meranien war ein Theil von Dalmatien und

Kroatien*). Es taugte mir eben, die Königin und ihren Bruder, diese beiden Höherstehenden, als Fremde zu bezeichnen, gleichviel ob sie ihre Nationalität oder irgend eine auch vollwichtig verträten, denn solche nationale und politische Hintergedanken hatten wir — wenigstens wir Oesterreicher — damals noch gar nicht. Uebrigens hat das Stück auch schon seinerzeit beim Publicum kein rechtes Gefallen gefunden. Es wurde bald zurückgelegt aus allerlei Ursachen und es gab damals eine competente und bestimmte Kritik, welche seit dem Jahre 1848 aufgehört hat."

Ich frug, wie dies zuginge.

— „Einzelne, die richtig und unbefangen urtheilen und deren Urtheil in die Allgemeinheit zu bringen berechtigt wäre, hat es immer gegeben", versetzte Grillparzer, „und ich freue mich oft, freie, treffende und gesunde Urtheile zu hören. Allein sie verhallen, denn es finden sich keine Wortführer mehr, als nur die in den Journalen, von denen man weiß, daß sie parteiisch sind. Damals aber war, was man sich jetzt gar nicht mehr denken kann, den Zeitungen ein mißfälliges Urtheil über die Hoftheater abzugeben untersagt, und man hielt sich daher an das, was als traditionelle Kritik umher getragen wurde. Die Logen sind und waren meistentheils und schon gar bei den ersten maßgebenden Vorstellungen von Leuten besetzt, denen es in der Regel nur um Unterhaltung zu thun ist, und denen es ganz gleich

*) Aber auch von Tyrol. Grillparzer selbst läßt den Prinzen nach „Deutschland" zurückkehren.

gilt, auf welche Art dies bewerkstelligt wird, wenn nur der Abend vergeht. Die Sperrsitze sind in geringer Zahl vorhanden und das Publicum derselben steht unter einander in gar keinem Zusammenhange, während im Parterre eine feste Mauer von Officieren gebildet wird, welche die Räume erfüllen, wobei die Majorität der Lieutenants — wenn überhaupt eine Majorität vorhanden ist — den Erfolg eines Stückes entscheidet."

Auf meine Einwendung, daß diese Verhältnisse seit langem und vor 1848 schon so bestanden haben, erwiederte Grillparzer, daß ein gewaltiger Unterschied dadurch stattfinde, daß die Officiere damals nur im Dienste Uniformen trugen und daß sie daher, um des ihnen zugestandenen Vortheils sich zu erfreuen in ihre Vorstädte hinaus laufen und ihre Uniformen anziehen mußten, mit denen sie, wenn's ihnen im Theater nicht gefiel, wiederum nirgends anders erscheinen konnten! Das wäre jedem viel zu umständlich gewesen und darum wäre nur der Wache habende Oberlieutenant oder irgend ein fremder „Grenzer", der gar keine andere Art fand den Abend anzubringen, hier gesehen worden.

— „Im Parterre sammelten sich also die Schriftsteller, die wenigen Dichter, die damals in Wien waren, und die Leute, welche sich für solche Dinge interessirten. Da stand der riesige Schreyvogel — ich sehe ihn noch stehen — der mit einer Stentorstimme seine allezeit vortrefflichen Ansichten auseinander setzte, und in dessen Nähe man zu kommen suchte; da war Bauernfeld, damals ein junger lebhafter Mensch, Deinhardstein, ich

und noch eine kleine Zahl Anderer, die sich angelegentlich besprachen, und aus diesem Kreise ging dann die allgemeine Meinung — wenn man das so nennen konnte — hervor."

Das Gespräch kam hierauf auf die willkürlichen Begünstigungen, die sich in der heutigen Theaterkritik geltend machten, wie man namentlich Laube für den Verfasser oder Veranlasser gewisser Aufsätze halte, während er mit einer anderen, Sterblichen geradezu unfaßbaren Unumwundenheit seine individuellen Ansichten in allen Fällen ausspreche, aber auch ehrenhaft und redlich dafür einstehe und anonyme Artikel u. dergl. Dinge niemals von ihm ausgingen.

— „Ich habe das von mehereren Seiten gehört", versetzte Grillparzer, „und bin von vorn herein ihrer Meinung. Aber ganz abgesehen von der Art, wie Laube sich gegen mich benimmt — denn es ist gar nicht zu sagen, wie freundschaftlich, ja mehr als das, und mehr als ich je erwarten konnte, er gegen mich ist — was Alles für seinen Charakter nichts beweist, sondern nur für sein Wolwollen, oder wenn Sie wollen seine Anerkennung für mich — spricht etwas bei mir für ihn, d. h. für seinen Charakter, und das ist sein Verhältniß zu seiner Frau, denn gegen die hat noch niemand etwas einzuwenden gehabt, über die hat jeder nur Gutes zu sagen, und ich denke die Harmonie mit einer solchen Frau ist ein Zeugniß des moralischen Werthes für den Mann. Eine solche Frau könnte einen intriguanten Mann weder ertragen noch fesseln."

Wir ergingen uns im Lobe der Frau Iduna — wie Grillparzer sie nannte der sie aus früherer Zeit, aber persönlich doch nur wenig kannte; er frug, ob ihr Urtheil auch bei theatralischen Vorgängen seine Geltung finde und wie es komme, daß gewisse neue Schauspieler, sicherlich talentvolle Leute, aber schwache Künstler, die das Publicum nicht tragisch und nicht komisch finden könnte, angenommen würden.

Ich setzte auseinander, daß Laube allerdings die alten Künstler zum Schmerz von uns Allen, die den anerkannten Größen anhingen, habe seltener spielen lassen als es vielleicht durch ihr Alter bedingt war, daß er jedoch, wenn diese fort und fort in Uebung erhalten worden wären, die jüngeren nicht hätte voranschieben und heranbilden können und daß wir jetzt, da Anschütz, Lucas, Fichtner, so wie die Damen Neumann, Boßler, Rettich u. A. fehlten, noch viel unzufriedener sein und dasselbe Schicksal zu beklagen haben würden, welches andere Bühnen traf, die keinen Nachwuchs hatten. Ich erzählte zu größter Erheiterung des alten Herrn wie wir Sonnenthal zuerst als Gast in der Rolle des Mortimer gesehen und wie wir die Hände über Laube gerungen hätten, als wir hörten, dieser Anfänger werde für die Burg angeworben, und wie wir heute noch viel mehr die Hände ringen würden, wenn Laube damals nicht mehr Einsicht gehabt hätte als wir.

— „Er hatte trotz dem gerechten Tadel, welcher ihn wegen der Zurücksetzung unserer alten vortrefflichen Künstler traf, mit diesem Vorschieben der Jungen auch

in gewisser Beziehung recht", sagte Grillparzer. „Ich selbst habe zu meiner Zeit ganz tüchtige Schauspieler, nicht von erster Größe, aber die unter einer Leitung wie jetzt hätten ganz brauchbare Künstler werden können, zu Grunde gehen sehen, blos weil sie als Anfänger in die Burg kamen und nie zu größeren Rollen als ihre ersten zugelassen wurden. Da war Wothe, ein äußerst talentvoller junger Mensch, der die heiteren Nebenrollen sehr drastisch spielte, den man jedoch niemals über diese hinaus ließ. Da war Schmidt, ein ganz brauchbares und fähiges Individuum, aber man gestattete ihm nie über Bedientenrollen aufzusteigen, und nach dem er Jahre lang nach Besserem gerungen, verlor er den Muth und gab sich selber auf. Uebrigens ist eine Stellung wie die Laube's schon deshalb eine schwierige und fatale, weil sie es mit sich bringt, den Künstlern das, was ihnen das Empfindlichste, ihr größtes Malheur ist, daß sie altern, recht eindringlich zu machen, indem jüngere Leute, Anfänger, hervorgezogen und an ihre Stellen gesetzt werden müssen, während sie dieselben oft noch behaupten zu können das Bewußtsein haben."

Das Gespräch wendete sich hierauf den Künstlern zu, welche zur Zeit, da Laube an das Burgtheater kam, hervorragten, wie Laroche, Löwe, Anschütz, Fichtner, Julie Rettich, und Grillparzer frug nach dem Befinden der Letztern und gedachte ihrer mit höchster Anerkennung.

— „Sie war eine hochbegabte Frau, in ihrer Jugend ein vortreffliches, über jeden Tadel erhabenes Mädchen

und sie hat Alles geleistet, was heller Verstand, hohes Talent, wahre Bildung und ein vortreffliches Gemüth zu leisten vermögen, was sehr viel ist; aber eben den Anlauf der Begeisterung — welcher oft dem ihrigen weit untergeordneten Charakteren zu Gebote steht — den Anlauf der Begeisterung zu nehmen, dazu fehlte ihr die Fähigkeit. Sie versetzte häufig auf den Boden der Reflexion, was der Phantasie angehören sollte, und wenn sie den Ausbruch der Leidenschaft mit mächtigen Mitteln auch darzustellen wußte, der Ausdruck der leidenschaftlichen Natur lag ihrem Wesen fern, wie auch ein gewisser Reiz der Anmuth und Lieblichkeit, obschon sie eine interessante, bedeutende, ja eine schöne Erscheinung war."

Ich meinte, daß sie zur Darstellung der Römerin geschaffen, daß die strenge, selbst die schöne Form des heroischen Pathos der weltbesiegenden Nation ihr zu Gebot stand, nicht aber die Natürlichkeit, Grazie und Anmuth der herzenbezwingenden Griechin, und Grillparzer stimmte bei.

Das Gespräch ging auf antike Rollen und deren Schwierigkeiten über und kam auf Mlle. Rachel und Fräulein Wolter, auf die Kunst das griechische Gewand zu tragen, auf die erhöhten Forderungen, welche das Publicum auf historische Treue erhebt, und wie auch die Costüme dem allgemeinen Zug nach historischer Wahrheit und reicherer Entfaltung folgen müssen. Ich erinnerte mich, eine gefeierte Künstlerin auf dem Burgtheater als junge Priesterin in einem weißen Kleide mit bloßen Schultern gesehen zu haben, das

einem Ballkleid auf ein Haar ähnlich sah, ohne daß das Publicum daran Anstoß nahm, während wir uns heute eine solche Gestalt nicht anders als im langwallenden Gewande mit schwerem Faltenwurf denken könnten.

— „Wenn das Publicum keine Griechin in einem modernen Ballkleide sehen will, hat es wol recht, denn die Kleidung soll immer im Einklange mit der Zeit und der Rolle stehen. Am nothwendigsten erscheint dies bei Darstellung antiker Gestalten, da wir das römische und griechische Gewand durch die Sculpturen und jetzt auch durch die aufgefundenen Malereien auf's genaueste kennen, ja man möchte fast sagen durch unsere Studien damit aufwachsen. Was aber im Allgemeinen die allzu ängstliche Sorgfalt für Nebendinge betrifft, so fördert diese nicht die wahre Kunst. Je mehr sie sich abmühen, Alles haarscharf naturgetreu vorzustellen — ich höre, daß schon die gewöhnlichen Burgtheatermöbel ihnen nicht mehr gut genug sind und daß sogar die Fußböden der Salons auf der Bühne mit Teppich bekleidet werden sollen, „um die Illusion zu vermehren" — desto mehr wird die Illusion gestört, ja sie wird zuletzt unmöglich, weil ja doch das Ganze auf Täuschungen beruht, deren Wirklichkeit man nicht herstellen kann. Indem man aber das Bedürfniß nach dieser fehlenden Wirklichkeit immer mehr zu befriedigen trachtet und dadurch immer steigert, indeß man alle Nebendinge in Wahrheit umzuwandeln sucht, während man die Hauptsachen doch nicht in Wirklichkeit versetzen kann: die Leute da oben sich doch nicht lieben, heirathen, tödten,

desto mehr untergräbt man die Wirkung des Ganzen zu Gunsten des Einzelnen. Und da man mit einem Wort das Spiel nicht zur Wahrheit zu machen vermag, soll man auch nicht suchen durch das Herbeiziehen realistischer Elemente und Nebensachen eine Täuschung zu erhöhen, die doch nur durch die Kunst der Darstellung, durch die Schauspieler ihren Schwerpunkt findet. Wenn in einer Rolle ein Schauspieler durch ein Bild entzückt wird, braucht dies keineswegs auch auf uns einen Eindruck zu machen. Im Gegentheil ist es die Aufgabe des Schauspielers, uns eine Vorstellung von der Schönheit dieses Bildes durch den Eindruck, den es auf ihn macht, zu geben. Ob ein Fußboden so oder so aussieht, eine Sofitte so oder so angebracht ist, das fördert nicht die Wirkung einer Darstellung und es sind, vorausgesetzt, daß nicht Unsinn und Lächerlichkeiten durch Vernachlässigung der Nebendinge entstehen, ganz andere Sachen, die den Erfolg eines Stückes bestimmen.“

Ich erwähnte bei dieser Gelegenheit der neuen Einrichtung des sogenannten Zwischenvorhanges, welchen wir bei einer Reise im Herbst an vielen deutschen Bühnen getroffen, und eine Emilia Galotti auf solche Weise in vierzehn Acten gesehen hatten. Hierbei gedachte ich auch Laube's Ansicht, welcher ein eben so entschiedener Gegner dieser Einrichtung so wie des Hinweglassens der Musik in den Zwischenacten ist. Um das Auge nicht durch Erscheinen der Theaterdiener zu stören, meinte er, störe man durch das wiederholte Herablassen eines Vorhanges den Verstand eines Stückes; die Musik aber sei zur Aufrechthaltung einer gewissen erhöhten Stimmung

durchaus nothwendig und ohne sie werde ein Theater gar bald zu einer „stillen Bude".

Grillparzer freute sich über diesen treffenden Ausdruck.

— „Das ist die richtige Ansicht", sagte er, „und diese Bezeichnung ist vortrefflich! Darin bestehen die rechten Mittel und Wege, die Wirkungen der Kunst zu heben und zu erhalten. Nicht dadurch, daß man blendende Decorationen aufzieht wie im Ballet — das ja blos für das Auge da ist — und daß man in Wirklichkeit hinstellt, was gemalt sein kann, wird der Kunst gedient, sondern dadurch, daß man durch gewisse künstlerische Mittel, wie z. B. Musik, die Stimmungen befördert, in welchen sich das Publicum theatralischen Täuschungen hingeben mag. So wie ja auch die Künstler durch die Gesammtwirkung ihrer Kunst und ihrer Erscheinung, nicht aber durch die gewissenhafteste Richtigkeit ihrer Anzüge oder, wie ich höre, daß dies zuweilen der Fall ist, gar durch die Echtheit ihres Schmuckes die beabsichtigte Illusion zu steigern suchen sollen. Laube versteht das sehr gut, wie ich aus manchen Klagen gegen ihn entnehmen kann, und ich bedaure nur, daß er so viele Gegner hat."

Daß Gegnerschaften aller Art in der Natur solcher Stellungen lägen, kam hierbei zur Sprache, und da ich schon vor Jahren einmal einer Probe im Burgtheater beigewohnt, die mich in dieser Hinsicht über Vieles belehrt hatte, und ich dessen Erwähnung that, frug Grillparzer, welch ein Stück es war, wer die Schauspieler gewesen seien u. s. w.

Ich erzählte hierauf, wie ich in einer Probe Dawi-

son's gewesen, als er den Hamlet einstudirte. Dr. Boas, der sich eben in Wien aufhielt, führte uns in die am Tage pechfinsteren Räume des Burgtheaters; auf der damals noch mit Oellampen spärlich beleuchteten Bühne saß bequem den Rücken angelehnt, die Cigarre im Munde und mit dem neben ihm sitzenden Regisseur halblaut sprechend Dr. Laube und rief dem wie man sah schon sehr gereizten Künstler zu: „Fangen Sie noch einmal an" — „dort herein müssen Sie kommen, wenn Sie den König sehen sollen, sonst bleibt er Ihnen ja im Rücken" — „gehen Sie noch einmal hinaus, und dort oben, damit das Publicum den Abgang besser im Auge behält" — „das heißt gar nichts; ich habe schon gesagt, daß das kein Mensch versteht, wenn Sie das ironisch betonen wollen. Es muß einfach gesagt werden". So ging es fort. Daß Laube bei allem, was er sagte, recht hatte, daß wir es einsahen und daß sein Todfeind es ihm hätte zugestehen müssen, das machte die Sache nur um so einschneidender für Den, den sie traf. Ich war durch diese Probe zur Erkenntniß der Schwierigkeit einer solchen Stellung, der Feindseligkeit, die sie nothwendig hervorrufen muß, gekommen und sah ein, wie zwischen einem Director und lebenslänglich angestellten Hofschauspielern sich nur eine starke begabte Natur behaupten könne, die elastisch wie Stahl, nach allen Richtungen wirkend, ganz Leben, Rührigkeit und Nerv sei.

— „Und das ist Laube, und ein Nerv, wenn er convulsivisch wird, schlägt elektrisch um sich."

Ich sagte, wie man dies Convulsivische merke, wenn man mit dem „Director" im Theater säße; wie er bei

dem geringsten, uns anderen Menschenkindern nicht bemerkbaren Anlaß auf der Bühne, mit unglaublicher Behendigkeit hastig aus seiner Loge schlüpfe und wie das bloße Gerücht seines Nahens die säumigen Arbeiter an ihre Plätze rufe und den schläfrigen Statisten die schlenkernden Glieder einrenke.

— „Ich kann's mir denken, ich kann's mir denken“, lachte Grillparzer.

Ich gedachte hierbei einer Erzählung von Fräulein Wolter und wie diese eines Abends bei Laube launig die Wirkung geschildert hatte, welche die unvermuthete Erscheinung „des Directors“ ausübe. Unzählige Male, erzählte die Künstlerin, war die Volksscene in „Struensee“ wiederholt worden, weil die Statisten nicht aufpaßten und die ganze Verständlichkeit des Folgenden darauf beruht, daß man die Rufe von Außen her verstehe. „Glauben Sie denn, die Schauspieler haben ihre „Lungeln“ gestohlen“! rief der immer liebenswürdige und gutmüthig scherzende Fichtner ärgerlich den Männern des Volkes zu — allein vergeblich, immer ging es wieder durch einander. Da plötzlich heißt es „der Director“ — und im Augenblick, da der Zipfel seines semmelfarbenen Paletots gesehen wird, geht die Scene deutlich vor sich und bedarf keiner weitern Wiederholung.

Grillparzer bezeigte durch herzliches Lachen und durch einzelne Worte, die er dazwischen warf, daß er meine Erzählung mit Theilnahme begleitete. Ich hatte aber ungebührlich viel gesprochen und erhob mich ziemlich erhitzt, um zu gehen, was der alte Herr nur im

Hinblick auf meinen Pelz gestatten zu können versicherte, den er, während er mir ihn umgab, streichelnd mit Lob überhäufte, meine Klugheit, solch ein warmes Kleid zu besitzen, die Gescheitheit, es heute zu nehmen, und die Vorsorge des Gatten, mir dasselbe verehrt zu haben, scherzend pries.

März 1866.

Egoismus. Badereisen. Aberglauben. Frühere Begegnungen. Studenten-Adresse.

Zufällig hatte ich zu gleicher Zeit mit Grillparzer Melchior Meyer's „Gespräche mit einem Grobian" gelesen und frug ihn um seine Meinung.

— „Dieser Grobian ist kein Grobian", sagte er, „er ist ein Pessimist; er verletzt nicht durch die Form, sondern durch den Inhalt, und dieser Edmund, der den Optimismus vertritt, ist so schwächlich angelegt und holt immer so weit aus, daß er allemal etwas daneben haut. Außerdem ist Alles viel zu weitschweifig gehalten für einen Gegenstand, der eigentlich schon unzählige Male da war, da ja fast jede poetische Schöpfung das gegensätzliche Princip des Idealismus und Realismus enthält. Es ist wahr, der Egoismus beherrscht im Großen und Allgemeinen die Welt, allein es giebt auch hier eine sehr achtbare Minorität und es scheint mir mehr Witz als Wahrheit, wenn man behauptet, alle Menschen seien schlecht und nur von Egoismus geleitet. Freilich, wenn man den Egoismus schließlich allenthalben findet, die hingebende Liebe, die Liebe der Eltern zu den Kindern, die aufopfernde Freundschaft auch nur als potenzirten Egoismus darstellt, dann freilich kann man alles

auf Selbstsucht zurückführen. Aber es berühren sich ja überhaupt alle Gegensätze und es heißt die entgegengesetztesten Dinge vermengen, ja geradezu die Begriffe auf den Kopf stellen, wenn man Liebe, Freundschaft, Hingebung unter dieselbe Kategorie mit dem Egoismus bringen will. Wenigstens ist dieser Egoismus nicht mit dem zu verwechseln, was man darunter gewöhnlich versteht, sonst wäre ja auch die Humanität als ein aus selbstischen Gründen hervorgehendes Element zu verwerfen."

Ich drückte meine Freude über diese Ansicht aus, weil auch ich oft Aehnliches gedacht hatte, und so sagte ich, ich glaubte, daß Jeder hier nach eigener individueller Empfindung urtheile. Es sei dem Egoisten eben so unmöglich, eine andere Triebfeder anzunehmen, und er glaube eben so sehr diese überall wieder zu finden, als sein Antagonist den Trieb des Wolwollens, dessen er sich bewußt ist, nicht außer Rechnung lassen könne.

Nach einigen Auseinandersetzungen über Eltern- und Kindesliebe sagte Grillparzer:

— „Ich habe die Menschen kennen gelernt — und sie haben sich nicht gut gegen mich gezeigt; Kränkungen, Rücksichtslosigkeiten, ungerechte Anfeindungen sind mir begegnet, wie Jedem, der so alt wird, aber ich habe auch der guten, uneigennützigen, aufopfernden Menschen viele gefunden, und wer solche nicht findet, hat halt kein Auge, sie zu sehen. Der Egoismus herrscht und beherrscht zwar die Massen; das lehrt uns ja schon die Weltgeschichte, und insbesondere die heilige Schrift, das alte Testament, zeugen hinreichend dafür; aber es ist

nicht wahr, daß bei den Einzelnen die Selbstsucht als einzige Triebfeder anzusehen sei; es ist nicht wahr, daß die Menschen nur dem Egoismus gehorchen, und selbst ich als Einsiedler habe noch Gelegenheit, solche Erfahrungen zu machen."

„Ich glaube", erlaubte ich mir zu bemerken, „die Menschen sind wie die Farben auf der Palette. Rührt man Alle durcheinander, so entsteht nur eine schmutzige Masse. Einzeln aber bricht sich in jeder derselben doch ein Strahl des ewigen Sonnenlichts und richtig angeordnet, vermögen sie unter der Hand des Malers das Höchste darzustellen."

Grillparzer ließ meinen Vergleich gelten. „So lange es Menschen giebt", fuhr er fort, „wie meine Hausfräulein und Andere, die ein Vergnügen darin finden, alten, hinfälligen Leuten Freude zu bereiten, wo sich auf Gegendienste irgend welcher Art nicht rechnen läßt, so lange kann man dem Egoismus nicht die ausschließende Herrschaft zuerkennen."

Er erging sich hierauf in warmen Worten über die Damen Fröhlich, wie sie Alle echte Künstlernaturen, leicht zu bestimmen, leicht zu verstimmen, durch und durch vom reinsten Gold wahren Werthes seien und ihm, dem zum Pessimismus Geneigten, ein stetes Beispiel der guten und edlen Seiten der menschlichen Natur vor's Auge hielten, wie er aber eben deswegen nicht umhin könne, sich ihren Wünschen zu fügen und sich abermals einer Badereise zu unterziehen. Damit hatte es aber seine besondere Bewandtniß. Je tiefer die Achtung und Freundschaft für die Schwestern Fröhlich in

des Dichters Seele wurzelte, je höher er sie in seiner Meinung stellte, um so weniger konnte er seinem Wesen nach der Selbstständigkeit ihnen gegenüber entsagen, ja um so mehr hielt er darauf, dieselbe zu behaupten, und es wäre ihnen geradezu unmöglich gewesen, ihren Einfluß nach dieser seiner nervös-hypochondrischen Seite geltend zu machen.

Demungeachtet oder vielleicht eben deshalb fand er eine Art Befriedigung darin, sich entfernter Stehenden als in seinen Entschlüssen von den Damen Fröhlich abhängig darzustellen, und jeden Ausflug, jede Badereise brachte er mit ihren Wünschen in Zusammenhang. Er betonte auch dießmal, daß er ungeachtet seines Entschlusses, kein Attentat weiter auf sich selbst zu machen, nun doch ihnen zu Gefallen werde nach Hall gehen müssen, wohin der Arzt ihn schicke.

Ich meinte, es sei eine schlimme Sache um ein Bad, das man ohne Lust und Vertrauen besuche.

— „Es ist mit dem Vertrauen und dem Glauben an irdische Heilung und Genesung wie mit dem Glauben an himmlisches Heil und himmlische Freude. Wer den Glauben daran hat, der hat schon damit einen Theil derselben und das Wort Christi: „Dein Glaube hat Dir geholfen!" sollte bei der Einfahrt — nein, bei der Ausfahrt jedes Badeortes stehen."

Das Gespräch drehte sich hierauf um ein paar Fälle von Heilungen, die sich in Baden ereignet und welche halb den Schwefelquellen, halb der heiligen Anna zugeschrieben wurden; wie solche Sagen auch ohne Anhaltspunkte sich im Volke erhielten, zum Beispiel der

Aberglaube, daß die Könige von England und Frankreich durch Berührung den Kropf heilen könnten, welcher Wahn doch niemals eine Bestärkung durch Thatsachen erhalten haben konnte.

— „Der Mensch hat ein so großes Bedürfniß nach solchen Dingen, daß er überall und unter allen Umständen sich über Möglichkeiten die er wünscht, Täuschungen vorhält. Aberglaube ist eine Poesie, eine Art Volkspoesie, wol der erste Ausdruck des Dichterischen im Menschen und wird daher, wie schädliche Einflüsse er auch mitunter haben mag, niemals ganz verschwinden. Wo seine groben Erfindungen nach einer Seite hin absterben, da tritt er in feineren Formen von der andern Seite sogleich wieder auf; der Spiritismus ist mir ein trauriges Beispiel dafür."

Er frug hierauf, ob es wahr wäre, daß Leute, die er nannte, und die, wie ich glaubte, ihm persönlich bekannt, von diesem Schwindel ergriffen seien, und da ich schon seit einiger Zeit für eine Verehrerin des Dichters die Erlaubniß eines Besuchs erbitten wollte, sprach ich, solchen Wunsch einleitend, meine Verwunderung aus, daß er nicht mit jenen Personen und überhaupt mit so wenigen verkehre.

Er wies auf sein Ohr.

„Ich weiß, ich weiß", erwiederte ich auf diese Geberde, „aber mit etwas weniger Ueberschätzung Ihres Gehörleidens könnten Sie manchen glücklich machen, dem Sie die Gunst einer Begegnung gönnten oder Zutritt gestatteten wie mir."

— „Zutritt gestatten? Ich?" rief Grillparzer, indem

er sich vorbeugte und scherzweise wie beschämt sich die Augen zuhielt, „gestatte ich Ihnen den Zutritt? Sie kommen halt!"

„Aber", erwiederte ich, „ich käme nicht, wenn Sie mir nicht dazu Muth gegeben, und wenn dieser mir zuweilen fehlte, nicht nach mir gefragt, sich wegen meines Wegbleibens nicht erkundigt hätten."

— „Das ist ja aber auch etwas ganz Anderes als bei den Leuten — die kommen ja nicht wegen meiner Person. Aus Neugierde, damit sie etwas erzählen oder in die Zeitung setzen könnten, würde mancher mich besuchen."

Ich bemerkte, daß, wenn das Publicum nicht Interesse daran nähme, die Zeitungen keinen Werth auf solche Nachrichten legen würden. Jeder freue sich, etwas von dem Dichter zu erfahren, der, allen unsichtbar und unzugänglich, in unseren Mauern wohne und lebe. Ich selbst müsse mich hüten, von ihm zu sprechen, weil ich schon bemerkt hätte, daß es aussehe, als wollte ich damit Reclame machen, wie dies z. B. ein Geschäftsmann hier in Wien thue, welcher die Bestätigung einer ordentlich ausgeführten Reparatur, geschrieben von des Dichters Hand, in seinem Verkaufsladen unter Glas und Rahmen aufgehängt habe.

Grillparzer schlug lachend die Hände zusammen.

„Das beweist nur", fuhr ich fort, „welchen Werth solche Dinge für den Einzelnen haben", und da ich sah, daß der alte Herr gut gelaunt war, erzählte ich, wie ich dies aus eigener Erfahrung wisse; wie ich einst glücklich gewesen, in einem Concert neben ihm zu sitzen, mit einer

Aeußerung seiner Zufriedenheit über die Musik von ihm angeredet zu werden; wie ich freudig davon erzählt, wenige Tage darauf aber einen Brief erhalten habe, worin ich aufgefordert wurde, die Bekanntschaft fortzusetzen. Das Schreiben sei Grillparzer unterzeichnet, das Ganze ein muthwilliger April-Scherz eines jungen Vetters gewesen, den ich sogleich errieth. Mein Zuhörer aber war bei meiner Erzählung immer ernster geworden und sein finsterer Blick erheiterte sich erst wieder, als ich die Lösung des Scherzes durch den jungen Vetter brachte. Offenbar war auch der kleinste Mißbrauch seines Namens ihm in solchen Dingen widerwärtig und diese Art gewagter Späße nicht nach seinem Geschmack.

Da ihn die Mittheilung jedoch unterhalten zu haben schien, rückte ich auf sein Begehren mit einer andern vor. Ich fuhr als sehr junge Frau einmal von Baden nach Wien und traf im Bahnwagen zu meiner größten Freude Grillparzer, und zwar im Gespräch mit einem damals allgemein bekannten Herrn M . . . ., einem sich wichtig machenden, eleganten, ältlichen Mann, von welchem Kaiser Franz das köstliche Wort gesagt: „Wan i nur am Sontag dös wär', was sich der M . . . . alle Tag einbildt!" M . . . . zeigte dem Dichter eine neue Erfindung, einen leichten, wasserdichten Rock, Codrington genannt, den man zum Schutz gegen schlechtes Wetter bei sich tragen konnte. Das war damals, wo nur Bediente und Schneider mit einem Rock über dem Arm auf der Straße gesehen wurden, etwas ganz unerhört Neues. Grillparzer lobte das zweckmäßige Kleidungsstück, nahm sich vor, sich sogleich ein solches anzuschaffen,

und ließ sich die Adresse des Verkäufers angeben. Sogleich stand mein Entschluß fest, einen solchen „Ueberzieher" zu besorgen und ihn damit zu überraschen, ohne daß er je erführe, woher diese Aufmerksamkeit käme. Welches Glück, wenn ich ihm einmal begegnete mit diesem Rock auf dem Arm! Je näher ich aber dem Reithofer'schen Magazin kam, desto mehr wurde mein Entschluß „von des Gedankens Blässe angekränkelt". War es passend, dem Dichter eine so erzprosaische Gabe, wie einen Regenrock, zu spenden? Durfte ich es überhaupt thun als junge Frau, ohne Frage und Einwilligung meines Mannes? Je mehr ich nachdachte, um so bedenklicher wurde ich, und da ich den Laden betrat, kaufte ich — eine Kinderklapper!

— „Und das war recht gut", lachte Grillparzer, „denn so sehr ich Ihnen Ihre wohlmeinende Absicht danke und so sehr sie mich jetzt hinterdrein erfreut, so froh bin ich, daß es nicht zur Ausführung kam. Es wäre mir eine wahre Qual und Verlegenheit gewesen, mich bei Allen bedanken zu müssen, von denen ich eine solche Aufmerksamkeit vermuthen konnte, was schon an sich nicht angenehm ist. Noch peinlicher aber wäre es für mich geworden, wenn ich schließlich nicht hätte herausbringen können, von wem ich diese Gabe erhalten. Es giebt viele Leute, von denen ich nichts annehmen mag, und der Gedanke, dies Geschenk könnte gerade von jemandem dieser Art kommen, würde mich abgehalten haben, davon Gebrauch zu machen."

Ich wiederholte, es wäre daraus nur ersichtlich, welchen Werth jede solche Begegnung für treue Verehrer

habe, und brachte meine Bitte wegen des Besuchs von Frau Rosa Gerold vor.

— „O, Du mein Gott, wenn's ihr ein Vergnügen macht, so möge sie doch ja kommen . . . Aber sehen Sie, da ist noch Etwas, was mich menschenscheu erscheinen läßt. Ich erwähnte schon, daß es an und für sich nicht angenehm ist, in so abgelebter Gestalt, wie die meine, sich vor Menschen sehen zu lassen. Sie lächeln und meinen das sei Eitelkeit, und meinethalben mögen Sie es so nennen — aber es ist doch gewiß, daß man in dem Zustand, in welchem ich bin, auf die Nachsicht derjenigen die kommen, angewiesen ist. Wenn nun die Leute Einen aber als altersschwachen Mann treffen, sollten sie indem sie dies constatiren, doch auch die Rücksicht für das Alter in Betracht ziehen. Aber sie sind im Stande herzukommen, mich sehr decrepit zu finden, und doch jedes Wort, das ich spreche, drucken zu lassen, ohne zu bedenken, daß man im Gespräch, besonders mit Fremden, wo man nicht in nähere Erörterungen eingehen will, manches kurz abweist um mit ein paar Worten von einem delicaten Gegenstand abzukommen, die man oft selbst mit seiner Ueberzeugung nicht vertreten könnte. Sehen Sie nur, wie es mir wieder mit dieser Studentenadresse ging! Ich konnte sie füglich nicht abweisen und muß gestehen, daß ich ein bischen verlegen war; denn die jungen Leute kommen daher, denken sich weiß Gott was und finden solch' einen armseligen, lebensüberdrüssigen Mann, wie ich bin, der ihnen das, was er ihnen sagen möchte, nicht einmal sagen kann. Die aber lassen das Gesagte drucken, ent-

stellen es nach ihrer Weise, haben es vielleicht auch falsch verstanden — obschon ich nicht begreife, wie man glauben oder verstehen kann, daß ich allen Deutschen Gemüth absprechе und es nur uns Oesterreichern allein vindicire. — Und nicht genug, die Zeitungsredaction, welcher wiederum der Schluß dessen, was ich gesagt, nicht behagt, läßt es ganz weg. Diese Art und Weise alles was man unüberdacht, leichthin vorbringt, als einen „Ausspruch" herumzutragen oder wol gar als eine Meinung drucken und entstellt drucken zu lassen, hat wesentlich beigetragen mich in der letzten Zeit so einsiedlerisch zu machen, obgleich, wie schon oft gesagt, meine unglückliche Taubheit mich ja dazu zwingt."

Was das Letztere betrifft, erwiederte ich, so würde die Besuchmachende davon nicht so viel spüren, denn sie komme ja, um zu sehen und zu hören, nicht um selbst etwas zu erzählen oder vorzutragen.

— „Und weil es eine Bekannte von Ihnen ist", unterbrach er mich artig, „so wird es mich freuen, wenn sie meiner gedenken und mich besuchen will."

Frühling 1866.

Krieg. Deutsche Einheit. Bacherl Bernuläus.

Mehrere Wochen waren verflossen, als ich durch Fräul. Anna Fröhlich erfuhr, Grillparzer habe gefragt, weshalb der ihm schon lange angekündigte Besuch wegbleibe. Frau Gerold war aber abwesend gewesen und kam nun gleich nach ihrer Rückkehr in strömendem Regen, einen duftenden Dornbacher Blumenstrauß in der Hand, nach der Stadt, um mit mir zu dem Dichter zu eilen.

Er nahm uns, wie dies seine Gewohnheit, freundlich und gütig auf und da der Krieg vor den Thüren alle Herzen erregt und das Ehepaar Gerold eben von einer Reise nach Deutschland, wo sie Verwandte und die Leipziger Messe besucht hatten, zurückgekehrt war, wandte sich das Gespräch natürlich sogleich diesen Dingen zu. Ich hatte auch kürzlich Briefe einer Freundin aus Sachsen erhalten und was sie über die furchtbare Aufregung, die Abneigung gegen diesen „Bruderkrieg" schrieb, stimmte vollkommen mit den Berichten der Reisenden. Alle Fabriken standen still und da man das Aufgebot der Vierzig- bis Fünfzigjährigen schon hatte ergehen lassen, waren alle arbeitsfähigen Männer unter den Waffen, alle Wege und Stege von Weibern und

Kindern belagert, die den Krieg verwünschten und in verzweiflungsvollen Ausbrüchen ihrem Schmerz Luft machten. Man schrieb mir, daß den Männern auf den Bahnhöfen an entfernten Schenktischen Wein und Branntwein kredenzt wurde und daß manche in ihrer Trunkenheit die deutsche Republik hoch leben ließen — die deutsche Republik, die sie jetzt eben zu machen in Begriff ständen. Ueberall war nach den Aeußerungen, die laut wurden, die größte Abneigung gegen diesen Krieg anzutreffen und es gab nur zwei Stimmungen — die Einen, welche mit Unwillen daran gingen, die Andern, denen das Herz blutete.

Wie ganz verschieden war das bei uns! Unwillen und Schmerz erfüllten auch Oesterreich, aber in ganz verschiedener Weise. Es war der Unwille gegen die fremde Regierung, welche in Schleswig-Holstein Hand in Hand mit uns gehend, plötzlich das Bajonnet gegen uns gewendet hatte und uns zwang unsere polnischen, kroatischen, tschechischen, magyarischen, slovenischen, krainerischen, dalmatinischen, slovakischen Staatsgenossen auf unsere deutschen Brüder loszulassen. Daß wir siegen würden, daran war nicht zu zweifeln; aber welch ein Sieg gegen unsere Landsleute! Schon sahen wir sie im Geiste, die blonden handelsbeflissenen Cavalleristen gegen so ein altes, österreichisches Kürassierregiment anstürmen und zerstäuben; uns dauerte das arme, junge Blut, das noch dazu unwillig kämpfte, während unsere Armee, unser braves Volk, wie sehr man es gekränkt, wie sehr man die Deutschen zurückgesetzt gegen die weniger cultivirten Volksstämme, jetzt dennoch treu zu seinen Fah-

nen hielt und an Beschwerden, Unzufriedenheit in diesem Augenblick nicht dachte.

— „Solche Gedanken lernen sich aber bald", sagte Grillparzer, diese Darstellungen unterbrechend „und unsere Landsleute sind leider immer bereit, das, was anderwärts in Folge von mancherlei Ereignissen sich herausgebildet hat, schnell anzunehmen, gleichviel ob die Sache taugt oder nicht. Wie war das doch im Jahre Achtundvierzig, wo sie vom parlamentarischen Leben überhaupt keine Vorstellung hatten und urplötzlich die Einsicht von der Vorzüglichkeit des Einkammersystems über sie kam, so daß sie die berüchtigte Sturmpetition organisirten, während sie doch in der That nicht den geringsten Begriff von dem Wesen und dem Einfluß solcher politischer Einrichtungen und Formen hatten. Und deshalb, weil sie sich heute von Republik nichts träumen lassen und unser Volk im allgemeinen gar keine Vorstellung von Republik hat, ist damit gar nicht ausgemacht, daß nicht bei irgend einer Gelegenheit eine solche Idee auftaucht und eine Weile hindurch die Gemüther beherrscht."

„In Preußen", sagte Rosa bescheiden, „ist es ihnen im allgemeinen wol auch gar nicht um die Republik zu thun; sie hatten ja so viel auf ihren König und auf Berlin und auf den Titel königlich, den sie überall hinsetzen, wo man in Oesterreich gar nicht daran denkt, daß es ihnen wol auch mit der Republik nicht Ernst sein mag; sie denken nur, daß sie auf diese Art die deutsche Einheit zu Stande bringen."

— „Was die deutsche Einheit betrifft, so wäre diese

gewiß ein hohes wünschenswerthes Gut -- ein Gut, ohne welches eine Nation unter den anderen Völkern als Staat gar nicht und unter keiner Bedingung zur Geltung kommen kann. Allein die Einheit beruht nicht auf Willen und Absicht, sondern auf der innern Beschaffenheit und den Eigenschaften eines Stammes. Nach alledem, was ich gesehen, erlebt, aus der Geschichte erkennen gelernt habe, fehlt den Deutschen die Gemeinschaftlichkeit des Volkes und Stammes; es fehlt an Staatsmännern, die auf durchgreifende Weise zu schaffen, zu organisiren verstehen und die Zerstückelung, die Deutschland im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat, ist eben so sehr Folge dieses Kleinstaaten schaffenden und sich im Einzelnen fortbildenden Geistes als unsere überwiegende Bildung eine Folge und Wirkung der kleinen Staaten ist, welche gleichsam Herde der Cultur geworden sind. Damit sollten wir uns begnügen. Wir sollten zufrieden sein, daß wir in Wissenschaft, Literatur, Dichtung so groß und bedeutend sind, daß wir nie untergehen und in der Gliederung der Cultur nie übergangen werden können. Ein großes, politisch wichtiges Volk vorzustellen — das scheint uns nicht bestimmt."

Mir und meiner Gefährtin gefiel natürlich diese Diagnose und Prognose nicht sonderlich und ich sagte daher etwas kleinlaut: „Sie meinen also wir seien die Griechen der modernen Welt, die unterjocht und unterdrückt ihren Siegern noch als die Lehrer der Cultur gälten. Wenn aber unter dem jetzigen Druck und Andrang fremder Nationalitäten, wo jedes Barbarenvolk obenauf kommen und obenan stehen will, das gebildete

Volk, das sich auf seinen Geist statt auf seine Körperkraft, auf sein Haupt statt auf seine Faust verlassen will, nicht bald von den anderen unterdrückt werden und untergehen soll, würde es doch zusehen müssen auf irgend eine Art stark und mächtig zu werden. Das ist ein Gedanke, der Jedem gleich nahe liegt. Sie aber sind noch dazu ein deutscher Dichter. Es kann Ihnen nicht gleichgültig sein, wenn Ihre Sprache bedroht oder gar dem Untergange geweiht ist."

— „Da ist keine Gefahr, wenn wir nur nicht in endlosen Kriegen unsere Kraft vergeuden und Kriege führen, bei denen wir immer nur zu verlieren, nie zu gewinnen haben. Die Ursachen unseres Zerfalls sind noch immer vorhanden; sie liegen in der eigenen Art und Weise, welche jeder als sein gutes Recht behaupten will und ich fürchte, wenn unsere deutschen Fürsten freiwillig zu Gunsten der Einigkeit abträten, sehr viele — alle die Besseren — würden nach ihren Residenzen wieder zurückgeholt werden. Wäre nur erst, so weit die deutsche Sprache reicht, eine gemeinschaftliche Münze gangbar, wären Maße, Gewichte so geordnet, wie dies in Rücksicht auf Wagen und Wege bei den Eisenbahnen der Fall ist — wo man gar nicht weiß durch wessen Land man fährt — so würde vorderhand das Mögliche erreicht werden"

„Das hat ja auch schon Goethe gesagt", fiel Frau Rosa ein —

— „Ja wol; ob ein Krieg von Allen gegen Alle, wo sich Deutschland nicht in zwei, sondern möglicher Weise in viele Parteien spaltet, so viele Privatinteressen ver-

letzt, so viele Parteileidenschaften erregt werden, zur Einheit führen würde, läßt sich schwer vorhersehen; er könnte, wenn unsere Nachbarn klug sind, eine noch größere Spaltung nach sich ziehen. Wie wir aber auch dann vertheilt würden, die deutsche Provinz würde immer wieder die gebildetsten Einwohner haben und eine Majorität behaupten, wie dies in Oesterreich ja auch der Fall ist, wo wir doch in so großer Minorität der Anzahl leben. Daß eben darin die Stärke der Deutschen liegt, daß wir darin groß sind, sollte den Deutschen genügen. Aber es ist eben ihr Fehler, immer etwas anzustreben was ihnen fern liegt, weshalb Napoleon sie nicht ganz mit Unrecht Ideologen nannte."

Das, was dagegen einzuwenden war, lag so nahe und war doch so schwer verständlich zu machen, daß wir Beide nicht versuchten zu widersprechen. „Sie meinen", sagte ich, „es sei wahr, was der große Bacherl von den Deutschen sagt: „Was sie wollen das haben sie nicht und was sie haben das wollen sie nicht.""

— „Ja, ja", lachte Grillparzer, „ich wollte eben dasselbe Citat anbringen, aber mir altem Schwachkopf war wieder der Name entfallen. Und dann, offen gestanden, mag ich an den Menschen nicht denken, der einerseits ein Dichter sein wollte und andererseits einen Erwerb daraus machte, sich auslachen zu lassen. Es hat mich immer empört."

„Man hat ihn doch längere Zeit für ein Talent gehalten", meinte Rosa.

— „Gewiß, so lange die Leute meinten, er sei ein unterdrücktes Genie und habe einen Antheil an dem

Halm'schen Stück (was ich nie glaubte), bis sich, — da die Uebereinstimmung doch allzu grell erschien — erwies, daß nicht Halm, sondern Bacherl von der Erfindung des Andern profitirt hatte und daß der bairische Schulmeister nach erfolgter Aufführung und Veröffentlichung des „Fechter von Ravenna" sein Stück nachgebessert habe. Die Uebereinstimmung der scenischen Anordnung ist allerdings so groß, daß an einer Benutzung der fertigen Arbeit von der einen oder der andern Seite gar nicht gezweifelt werden konnte."

Ich setzte hinzu, daß die merkwürdigsten Dinge vorkämen, wenn Dichter zu gleichen Zwecken aus den gleichen Quellen schöpften und Halm und Bacherl hätten ja die gleiche Göttling'sche Abhandlung benutzt, welche zwei an einem Triumphbogen aufgefundene Statuen als Thusnelda und ihren Sohn bezeichne.

Da Grillparzer sich nicht mehr deutlich dieser Dinge erinnerte und mich aufforderte zu erzählen, sagte ich, was ich davon wußte; wie unglaublich Dichter, die denselben Stoff in der gleichen Form bearbeiteten, sich begegnen könnten, wäre bei einem auf der Utrechter Bibliothek gemachten Funde wieder auf's Neue zu Tag getreten. Es kam da ein lateinisches Manuscript des Dichters Vernuläus an's Licht, in welchem sich zwei im siebzehnten Jahrhundert, ungefähr zehn Jahre nach dem westphälischen Frieden geschriebene Tragödien fänden, von denen die eine Wallenstein's Tod, die andere Jeanne d'Arc behandelte. Gewisse Scenen, z. B. die zwischen Seni und Wallenstein, so wie auch beim Tode des Letztern, und dann wieder der Monolog der Jungfrau von

Orleans, wo sie als Hirtin Abschied von ihren Bergen, Wiesen und Schafen nimmt, seien in manchen Worten, Wendungen und Gedanken den Schiller'schen so ähnlich, daß man, wenn das Manuscript irgend wo in Deutschland aufgefunden worden wäre, gewiß auch daran gedacht hätte, Schiller der Benutzung einer fremden Arbeit zu zeihen.

Ich hatte meine Weisheit aus einer vor Jahren in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Anzeige, welche Grillparzer zufällig entgangen war. Er interessirte sich jedoch für die Sache, erkundigte sich nach diesem Aufsatze und sagte schließlich:

— „Wenn zwei Dichter den gleichen historischen Stoff in der gleichen Form behandeln, werden sie gewiß dieselben dramatischen Momente auffinden und benutzen, ja ihren Personen wol gar oft ähnliche Worte in den Mund legen. Je mehr beide den Nagel der richtigen Charakteristik auf den Kopf treffen, um so mehr werden ihre Gestalten sich ähnlich sein; ganz abgesehen davon, daß bei Vorführung historischer Personen gewisse anekdotische Züge und Aeußerungen derselben nicht fehlen dürfen. Ueberhaupt aber kann bei solchen Stoffen von Priorität nicht die Rede sein, denn diese nimmt ja die Geschichte selbst in Anspruch und manche Situationen gehen sachgemäß eine aus der andern hervor. So hat man gemeint, ich hätte mich bei der Sappho an Corinna, die Heldin des Romans der Mad. Staël gehalten, obschon keine Spur der Aehnlichkeit vorhanden ist Aber Sappho springt in's Meer, weil Phaon ihr die Gegenliebe weigert; das konnte keinen triftigern Grund

haben, als weil er eine Andere liebte und damit ist alles gegeben. Auch kann man jede Liebesgeschichte auf eine andere zurückführen, namentlich jede antike. Da giebt es nur geringe Abwechselungen — ein Liebespaar, wo entweder zwei Helden ein Weib lieben, oder zwei Weiber, die einen Helden lieben wie in der Sappho. Das Liebespaar bleibt am Leben und wird glücklich, oder es stirbt, oder eines der beiden Liebenden stirbt und das andere bleibt am Leben."

Frau Gerold benutzte die Gelegenheit, einige freundliche Worte über Sappho anzuschließen und veranlaßte so ein Zwiegespräch mit Grillparzer, das damit endigte, daß er sie versicherte, es habe ihn gefreut sie kennen zu lernen; sie aber habe gerade die rechte Zeit dazu gewählt, da er wol kaum dies Jahr überleben werde.

Wir ließen das nicht gelten, fürchteten aber im stillen beide, er könne Recht haben. Meine Begleiterin war sehr entzückt von dem alten Herrn und wir sprachen unterwegs noch viel darüber wie eigenthümlich es sei, daß Menschen von dieser Art und von solcher Bedeutung in späteren Jahren durch ihre ausnahmsweise Stellung dahin kämen von ihren Zeitgenossen als hochmüthige Patrone oder menschenscheue Philosophen angesehen zu werden, weil es ihnen einerseits unmöglich sei, die Ehrerbietung und Theilnahme, die sie erweckten, in gleichem Maße zu erwiedern, während sie andererseits als einfache Sterbliche sich den ihnen dargebrachten Ovationen und dem Herandrängen an sie zu entziehen suchen müßten, um überhaupt existiren zu können.

Herbst 1866.

Der Krieg. Das Porträt. Fräulein Fröhlich. Weihnachten. Goethe.

Der kurze aber furchtbare Krieg, der Oesterreich aus Deutschland hinauswies, war an uns vorüber gerauscht. In sieben Wochen hatten wir durchgemacht, was unsere Voreltern in den sieben Jahren des preußisch-österreichischen Krieges erfuhren und noch mehr! denn Wien, die Kaiserstadt, war vom Feinde bedroht gewesen, Ungarn ihm offen gestanden und das alte Oesterreich hatte sich abermals vor dem neuen Preußen beugen müssen.

Wie mochte dem Greise zu Muthe sein, welcher nicht nur sein patriotisches; sondern noch mehr sein Rechtsgefühl auf's tiefste beleidigt sah, und der vom Beginn des Krieges, vom gemeinschaftlichen Kampf in Schleswig-Holstein bis zu dem Augenblicke da die Bundesgenossen sich gegen den bisherigen Kriegskameraden wandten, von der ersten Schlacht bis zum Aufgeben Venedigs und dem Hinausschleudern Oesterreichs aus Deutschland nichts fand, was er mit seinen Ansichten von Recht und Pflicht, von Gesetz und Moral in Einklang bringen konnte.

Wie mochte ihm zu Muthe liebte und damit i
mich, durch meinen Besuch schmerz Liebesgeschicht
Begebenheiten in seine Erinnerung zurü jede antike.
Als ich mir ein Herz faßte und seine S ein Liebes-
fand ich ihn an der gewohnten Stelle ben, oder
Büchern beschäftigt, die er nun noch weniger al Sappho.
entbehren zu können, ja, in die er sich ganz ve lich,
zu müssen meinte, um die unleidliche Wirklichkeit irbt
gessen, um sie ertragen zu können, und die politisch
Ereignisse, die ja vorherzusehen waren, nun sie eing
treten als vollendete Thatsachen hinter sich liegen zu
lassen. Daß es so kam, war in der Natur der Dinge,
nur daß er es erlebt, das sei für ihn traurig.

— „Es ist ein altes Gesetz", sagte er, „daß Staaten, die in der Cultur zurück bleiben, ihren überlegenen Nachbarn weichen müssen. Die Römer haben nicht bloß ihre durch Tapferkeit — denn die wilden Völker, die sie angriffen, gingen ihnen ja an Muth und Todesverachtung voran — sondern durch die Gewalt höherer Cultur alle anderen Nationen besiegt und sich alle Länder unterworfen."

Ich erlaubte mir zu bemerken, daß dies nur so lange der Fall gewesen sei, als diese Cultur nicht zur Weichlichkeit und Ueppigkeit und schließlich dahin geführt, daß man die Kriegsdienste den Soldaten überlassen habe. Rom sei nur so lange groß gewesen, als seine Bürger für ihr Vaterland einstanden, und diesen Gedanken nähme ja der moderne Culturstaat durch die allgemeine Wehrpflicht wieder auf. Wir Oesterreicher hätten beide zu Feinden, die eigene Ueppigkeit und die

…ge Schulung unserer Gegner, und während die …gemeine Cultur zurückblieb und ein Theil des Volks der brutalen Tapferkeit allein alles anvertraue, krankte ein anderer Theil unserer Mitbürger an jener Ueberreizung, welche häufig dem Verfall der Staaten vorangeht, wo die Kunst dem Spotte dient, der Dichter zum Satyriker wird und eine höhnende Selbstironie jeden thatkräftigen Gedanken in ätzende Kritik auflöst.

— „So ist es leider", erwiederte Grillparzer, „und während der äußere Feind es auf die fast noch wilden und barbarischen Stämme abgesehen hat, mit deren geringerer Intelligenz er als Bundesstaat nicht Hand in Hand gehen will, erhebt sich bei uns der innere Feind in Gestalt nationaler Bestrebungen gegen die Ueberlegenheit des deutschen Stammes, und es ist nicht abzusehen, wo der Kampf endigen soll. Ich aber bin froh, daß ich das Ende nicht werde sehen müssen; denn wem müßte nicht das Herz brechen, der ein österreichischer Patriot ist — nein war, muß ich sagen — denn Patrioten giebt es nicht ohne Vaterland, und wir haben ja keines mehr!"

So weit hatte sich der gekränkte Vaterlandsfreund in der Heftigkeit seiner verletzten Gefühle verirrt, daß er die Existenz dieses Oesterreichs, an welchem doch sein ganzes Herz hing, fast in Abrede stellte, ja, an dessen Zukunft verzweifelte. Seine Verstimmung war so groß, daß sie keine Einrede zuließ. Ich wußte nicht, was ich thun sollte, sie zu beschwichtigen und unbedachtsam citirte ich:

„Der Oesterreicher hat ein Vaterland und liebt's
Und hat auch Ursach' es zu lieben."

Aber indem diese Worte über meine Lippen glitten fühlte ich, daß sie unschicklich waren, daß sie wie eine Zurechtweisung klangen, und ich war in Verlegenheit, wie ich von dem peinlichen Gegenstande abkommen sollte — als plötzlich und in dem Augenblick, da Grillparzer mit erhobener Stimme seine Antwort mit

— „Der Oesterreicher . . .“

beginnen wollte, die Thür aufging und Fräulein Anna (Netti) Fröhlich mit freundlicher Miene, im schneeweißen, unter dem Kinn gebundenen Häubchen, ein umgewendetes Bild in der Hand, als wollte sie durch ihre liebenswürdige Persönlichkeit und herzliche Weise das lebendige Oesterreich symbolisch darstellen, in's Zimmer trat. Indem sie mich auf's freundschaftlichste begrüßte, übergab sie mir, was sie in der Hand hielt, das Bildniß des Dichters in seinem Namen, und erzählte in scherzend lebhafter Weise, wie er mir dasselbe zugedacht, es aber unpassend und kindisch gefunden habe es mir selbst zu geben. Es war eine Photographie in zierlichem goldenen Rahmen, die zu besitzen mir unter allen Umständen erwünscht gewesen wäre. Daß der Greis aber daran gedacht hatte, mir dies Andenken zu verehren, daß er zu schüchtern es selbst zu übergeben, die Sache in solcher Weise in Scene gesetzt und nun schon eine geraume Zeit meinen Besuch erwartet hatte um mir diese Ueberraschung zu bereiten, das alles drängte sich mir auf und es kam wie Rührung über mich, was nun wieder ihn erfreute und überraschte, so daß, als ich ihm dankend und mit feuchten Augen die Hand drückte, er sich bewegt abwendete.

„Sehen Sie", rief Fräulein Netti vergnügt, „jetzt freut es ihn selbst, und was hab' ich für Streit darüber gehabt; denn er wollte Ihnen gern eine Freude mit etwas machen und hat nicht gewußt womit, und nicht geglaubt, daß sein Portrait Ihnen eine solche bereiten würde. Vergeblich stellte ich ihm vor, daß sein Bild doch einen besondern Werth habe, und daß bei ihm nicht gelte, was von anderen gilt. Es kann nicht Jeder sein Bild schenken und gewiß sein, daß er dem Empfänger damit eine Freude macht. Aber ich habe gesagt, es würde Ihnen gewiß lieb sein, und um so mehr, als diese Photographie für das Album der Erzherzogin Sophie gemacht und nicht im Handel ist."

— „Es muß Einen ja freuen", sagte Grillparzer, „und man müßte aufhören, ein Mensch zu sein — was man freilich nur zum geringsten Theil mehr ist — wenn man gleichgültig bliebe bei der Freundlichkeit, mit welcher solch armseliges Bild aufgenommen wird."

Fräulein Netti erging sich hierauf scherzweise in dem Widerspruch, welcher oft nicht nur zwischen Wort und That, sondern auch zwischen Wort und Gedanken derjenigen herrsche, die sich uns darin so überlegen fühlten und ihre kleinen Spöttereien über misanthrope Stimmungen und hypochondrische Launen, die sie in schalkhaft neckender Weise als etwas Allgemeines verbrachte, und die doch den Dichter ganz direct trafen, von diesem aber in gleicher Weise humoristisch und scherzend aufgenommen und erwiedert wurden, gaben ein erfreuendes Bild der gesunden Lebensluft, welche hier wehte, der Wahrheit und Offenheit, die bei aller Scho-

nung im Kreise dieser bevorzugten Menschen herrschten. Es war ein wahres Vergnügen, dem muntern kleinen Scharmützel, wo der schlagfertige Mutterwitz dem treffenden Worte die Wage hielt, beizuwohnen.

Als Fräulein Netti wie eine kleine gute Fee verschwunden war, konnte ich, des drückenden Weihrauchduftes gedenkend, welcher so oft die Häuslichkeit großer Dichter unleidlich macht, nicht umhin, dem wohlthuenden Eindruck freier und natürlicher Begegnung, den ich soeben empfangen, Grillparzer gegenüber Worte zu geben.

Er lächelte und sprach von dem rein erhaltenen Idealismus dieser Damen, wie alle drei Schwestern durchaus Künstlernaturen wären, an denen die Wirklichkeit und damit auch die Gemeinheit spurlos vorübergegangen sei. Alle hätten sie bei regem Interesse für Kunst und Poesie und seltener Bildung auf diesen Gebieten sich eine kindliche Reinheit des Charakters bewahrt, die denen, die sie nicht näher kennen, unglaublich erscheinen müsse, während Denjenigen, die mit ihnen verkehrten, die schwere Aufgabe zufiele, sich, um sie zu verstehen, in eine andere Welt zu versetzen. Alles, was Grillparzer zu Ehren der drei Schwestern vorbrachte, war einfach und ohne Absicht sie zu loben, gesagt, gelegentlich eher da und dort von einem kleinen kritischen Anflug begleitet und daher ein schwerer wiegender Beweis der Verehrung und Freundschaft, die er ihnen widmete, des unbedingt hohen Werthes, welchen er ihren Vorzügen beilegte, als irgend schwärmerische Lobeserhebungen welche, nebenbei gesagt, nicht in des Dichters Natur lagen.

So oft das Gespräch sich später auch noch den drei Damen zuwendete, sprach sich immer dieselbe aufrichtige Anerkennung, dieselbe treue Anhänglichkeit und Verehrung, dieselbe ungeheuchelte Wahrheitsliebe aus, welche letztere ein bezeichnendes Merkmal alles dessen war, was Grillparzer umgab. Alles Gekünstelte, Gesuchte war ihm verhaßt, Affectation geradezu unleidlich — das Natürliche, Wahre sein eigentliches Lebenselement, und darin waren diese Schwestern ihm ebenbürtig.

Die Porträtphotographie, versehen mit des Dichters Unterschrift, die ich erbeten hatte, kam mir in der Zeit zu, da die Gedanken sich schon mit Weihnachtsvorbereitungen beschäftigen und der Wunsch in weiteren und engeren Kreisen Freude zu bereiten, das herrschende Gestirn jedes deutschen Hauses ist. Das liebe Andenken, das ich erhalten, die freundliche Ueberraschung, die mir bereitet worden war, gaben mir gleichsam ein Recht, ein Gleiches zu versuchen, und so sann ich hin und her, was sich dazu eignete, als mir das stumme Clavier einfiel, von welchem Grillparzer einst gesprochen und das er sich hatte anschaffen wollen, um sich eine musikalische Illusion zu gewähren. Allein, ein langes schmales Tastenkästchen, wie ich es mir gedacht, wollte mir Niemand anfertigen, und eh' ich dem Mann, der jede Blume, jede Vase, jedes neue Bildchen aus seiner Nähe wies, dem jede kleine Veränderung in seinen Stuben schon störte, mit einem großen Möbel belästigte, wie solch ein stummes Piano gewesen wäre, hielt ich es für nöthig die Damen Fröhlich um ihre Ansicht zu befragen. Anfänglich waren sie sehr befremdet über die sonderbare

Idee; als ich ihnen aber die Sache auseinandersetzte und sagte, wie ich darauf gekommen, und daß das Ganze auf einer Idee des alten Herrn beruhe, lachten sie und ergötzten sich höchlich darüber.

„Das ist wieder einmal ganz der Grillparzer!" riefen sie; „er spricht oft von Dingen, die er sich vorstellt, in der Wirklichkeit aber nicht haben möchte, mit einer Begehrlichkeit, die Einem, wenn man ihn nicht kennt, irre führen muß." — „Solch ein Tastenkasten", sagte Fräulein Kathi, „käme ihm gewiß erschrecklich ungelegen und ich glaube, daß er nicht ein einziges Mal dessen Claviatur berühren würde."

Ich war froh, zuerst angefragt zu haben, und lernte später einsehen, daß dieser Mann, dem Wahrheitsliebe über alles ging, in Momenten lebhaften Gespräches sich von seiner Phantasie hinreißen ließ, Sehnsucht nach Dingen zu äußern, die er nie hätte besitzen mögen, während er oft, eines poetischen Gegensatzes wegen, das, was sein war und zu seiner Umgebung gehörte, ungerecht tadelte, was er hoch hielt herabsetzte, was ihm lieb war verkleinerte. So ging es z. B. mit seiner Wohnung; während er über seinen „vierten Stock" und „sein trauriges Zimmer" oft klagte, war ihm dasselbe doch so lieb, daß er nach jeder Abwesenheit gern dahin zurückkehrte und es so angenehm und bequem fand, daß eine fürstliche Wohnung ihm dasselbe nicht ersetzt haben würde. Wirkliche Wünsche und Bedürfnisse von Eingebungen vorübergehender Launen zu unterscheiden vermochten daher nur die Damen Fröhlich, und sie erfüllten die Aufgabe, seinen leisesten Wünschen zuvorzu-

kommen, in unnachahmlicher Weise. Wer Grillparzer nach seinen momentanen Aeußerungen etwas hätte zu Gefallen thun wollen, wäre daher den größten Mißgriffen verfallen.

So weise wurde ich aber erst mit der Zeit und diese erste Erfahrung hatte mich nur vorsichtig gemacht. Ich wählte daher zu einer kleinen Ueberraschung, was keinen Raum einnahm, keine Unbequemlichkeit verursachte, keine Spuren zurück ließ, einen Christbaum. Dieser wurde mit allerlei Anspielung enthaltenden Kleinigkeiten und Näschereien behangen und mit brennenden Lichtern besteckt in Grillparzer's Stube gebracht. Nicht ohne ängstliche Spannung sah ich der Nachricht entgegen, welche Aufnahme mein Scherz gefunden habe, als ich am andern Morgen durch den beifolgenden Brief höchlich erfreut wurde.

„Hochverehrte gnädige Frau.

„Ich saß trübsinnig und einsam in meinem Lehnstuhl. Es hatten mir zwar meine Hausfräulein einen kleinen Weihnachtsbaum bereits gespendet — welcher freilich durch die Liebe und Anhänglichkeit unschätzbar wurde — aber das war vorbei und ich saß wieder da, mir die trüben Gedanken durch Gedankenlosigkeit vertreibend. Da wird ein Riesenbaum gebracht, behangen mit allen Gütern der Welt. Und von wem? Sollte es die Austria sein, deren Bild wir täglich auf den Banknoten und Bankozetteln verehren? Oder der Minister, der eingesehen, daß man von Titeln und Orden nicht fett wird? Ich erblicke einen Brief, erbreche ihn, Sie sind's.

„Nicht als ob ich nicht so unzählige Beweise Ihrer Theilnahme empfangen hätte, aber daß an dem Tage, der den häuslichen Freuden gewidmet ist, Sie sich meiner erinnert hatten, das überraschte mich. Haben Sie allein von allen Oesterreichern ein so langes Gedächtniß, daß Sie sich der Zeit erinnern, wo ich noch etwas werth war, oder ist es ein so unbezähmbarer Hang zum Wohlthun und Beglücken, daß Sie geben und geben ohne zu fragen wem?

„So der Baum, nun erst die Früchte; Zuckerwerk, Aepfel, mir keine unbekannten, Theebrod*), wie es Goethe zu essen pflegte, der mitunter etwas Schlechtes schrieb, aber nie etwas Schlechtes aß. Die Photographie der Wolter, mir höchst werthvoll, da ich sie nie mit Augen gesehen habe. Ein Kalender, unentbehrlich, um den Tag zu wissen, an dem man seine Pension behebt, und mir das schätzbarste an der Astronomie, die ich sonst nicht leiden kann, da sie die artigen Sterne, ja Sonne und Mond zu so unermeßlichen Massen anschwellt, daß mir Hören und Sehen verging.

„Nun noch gar ein Fasan, der, nachdem er aus seinem poetischen Waldleben durch Pulver und Blei in den prosaischen Tod versetzt worden ist, durch Kochen und Braten wieder in idealischen Zustand versetzt werden kann. Kein verächtliches Bild für unser Schicksal nach dem Tode.

„Was soll ich Alles nennen. Wem soll ich Allen danken. Ihnen, Ihren vortrefflichen Töchtern, Ihrem Gemal, der den Kalender gemacht hat und nun um

*) Frankfurter Brende.

meinetwillen einen Fasan weniger zu essen bekommt? Allen! und Gott vergelt's."

Diese Zeilen erfüllten mich mit Freude. Was der Dichter darin über Astronomie sagte, war mir nicht neu, denn er hatte vor mehr als einem Vierteljahrhundert die Sternwarte besucht und die Unermeßlichkeit der Räume so wie der Gedanke, daß die Sonne ein lichtloser Körper sei, hatte ihn so angefröstelt, solch ein alle Poesie störendes, unheimliches Gefühl in ihm hervorgerufen, daß er Littrow's freundliche Einladung wiederzukehren, den Grund seines Mißbehagens angebend, dankend ablehnte und niemals mehr kam.

Nach einigen Tagen ging ich zu Grillparzer, um ihn zu Neujahr zu begrüßen. Ich sagte, ich käme so spät, um der Jugend die Vorhand zu lassen, er kenne ja den Jägerglauben, der sich auf ältere Frauen beziehe u. s. w. Er erwiederte scherzend, daß er kein Jäger sei, in dieser Hinsicht keinen Glauben habe, und dankte für meine kleine Aufmerksamkeit.

— „Das Frankfurter Backwerk", sagte er scherzend, „wo ich mich zum ersten Mal in meinem Leben mit Goethe an demselben Gegenstande messen konnte — freilich nur im Beißen — hat mir auf's Neue gezeigt, wie dieser doch ein ganz anderer Kerl bis in sein hohes Alter war als ich. Jedenfalls hatte er bessere Zähne."

„Diese besseren Zähne erklären aber Vieles", bemerkte ich.

— „Das mag sein, aber jedenfalls hängt damit der ganze Mensch zusammen und wenn er auch in später Zeit nicht mehr der Dichter war, als den wir ihn ver-

ehren, so ist er doch bis in seine späteste Zeit eine imponirende Erscheinung geblieben, deren Eindruck man sich nicht erwehren konnte, so daß ich ganz weg war und mich recht kindisch bei ihm benahm, da ich ihn sah und besuchte."

Ich äußerte meine Befriedigung darüber, daß auch Grillparzer derartige Empfindungen kennen gelernt, und das Gespräch bewegte sich um die Nebenumstände dieser Begegnung, welche in letzter Zeit in den Zeitungen wiederholt mitgetheilt worden war. Ich frug, ob es wahr sei, was Feuchtersleben mir einmal erzählte, daß er (Grillparzer) kurz nach seiner Rückkehr von Weimar geäußert habe: Goethe hat mich aufgenommen wie ein Vater, der zugleich ein alter König gewesen wäre.

Grillparzer bejahte dies und gedachte eines Aufsatzes von Emil Kuh, welchem er den ganzen Vorgang erzählt und der ihn natürlich auch gleich habe drucken lassen. Ich erwähnte des köstlichen Mißverständnisses in dieser Schilderung, in welcher berichtet wird, wie Goethe jeden Fremden, der ihn interessirt, habe zeichnen lassen und wie diese Zeichnung so lange unter Glas und Rahmen aufgehängt blieb, bis eine neue Erscheinung sie verdrängte.

— „Das ist wahr und richtig", versetzte Grillparzer.

„Ja", sagte ich, „nur daß Kuh die Sache falsch verstanden und das Zeichnen lassen nicht passiv sondern activ nahm. Er hat geglaubt, Goethe habe seine Gäste genöthigt selbst zu zeichnen, ja er legt Ihnen Worte in den Mund, welche über dies Mißverständniß

keinen Zweifel lassen, wie z. B. während ich zeichnete, saß jemand in meiner Nähe und noch Anderes. Ich konnte es anfänglich gar nicht glauben und las den Aufsatz in dem Jahresbericht der Handelsakademie nach, wo er ursprünglich erschienen war."

— Grillparzer lachte sehr. „Welch ein Einfall, Goethe zum Schulmeister und Pedanten zu machen, der seine Gäste eine Zeichenprobe ablegen läßt, eh' er ihnen etwas zu essen giebt. Und ich wäre gerade der Rechte gewesen für eine solche Kunstleistung; ich habe auch nicht die geringste Anlage dazu! Es ist ganz unglaublich, wie so etwas jemandem einfallen kann. Uebrigens sind mir solche nachweisbare Ungereimtheiten ganz lieb; das ist einmal ein rechtes Beispiel, wie man mißverstanden wird. — Freilich ein Beispiel, wie sie alle sind, nur für die vorhanden, die deren nicht bedürfen; denn ich bin überzeugt, daß dies außer Ihnen niemandem auffallend war, obschon das ein Unsinn ist, von dem man denken sollte, er müßte gleich dem Ersten, der den Aufsatz in einer Zeitung nachdruckt, oder dem ersten Recensenten, der ihn liest, und jemals von Goethe hat sprechen hören oder der doch weiß, daß man wol jeden Menschen zum Essen, aber nicht zum Zeichnen einladen kann, in die Augen gesprungen sein. Wenn ich nicht solch ein alter Schwachkopf wäre, so könnte ich mich dieser Stelle als eines Exempels bedienen, um zu beweisen, wie sehr man mißverstanden wird und wie auch gescheite Leute in ihrer Schreibelust nicht merken, daß sie Unmögliches berichten und an dem Möglichen und Vernünftigen vorbei schießen."

„Oder Zufälliges als charakteristisch ansehen", setzte ich ergänzend fort. „So ist mir z. B. die Geschichte von den faulen Aepfeln Schiller's immer zweifelhaft gewesen. Mich dünkt, Frau Lotte hat in Abwesenheit des Gemals beim Aufräumen die Aepfel, die vor's Fenster kommen sollten, in seine Schublade gelegt und sie vergessen. Als nun Goethe sich an den Schreibtisch setzte, sie wegen des Fäulnißgeruches interpellirte, hat sie in der Verlegenheit und nicht ahnend, daß sie unsterbliche Worte spreche, die in die ferne Nachwelt gehen sollten, eine ungeschickte Ausrede vorgebracht"

— „Meinen Sie?" sagte Grillparzer frappirt. „Möglich wär' es wol, aber ich möchte dieser Frau keine Unwahrheit beimessen — schon gar nicht eine solche, die, bei aller Ungeschicklichkeit, doch auf eine gewisse Fertigkeit, auf ein Beiderhandhaben von Lüge hinweisen würde. Dafür sind keine Anhaltspunkte vorhanden; eher möchte ich an irgend ein Mißverständniß glauben, aber auch da scheint es mir viel wahrscheinlicher, daß der kränklich und abstrus organisirte Schiller den Geruch fauler Aepfel geliebt, als daß der weltmännische Goethe seine Gäste mit einer Zeichenaufgabe belästigt habe."

„Denkbar oder nicht denkbar, möglich oder unmöglich", sagte ich, „mir ist diese flagrante Unrichtigkeit in der Erzählung Ihrer Begegnung mit Goethe sehr erwünscht, denn sie schwächt die ganze Schilderung dieses Vorganges ab; eine Schilderung, die mir immer unangenehm war, weil sie durch die, wie ich glaube, allzu weitgehende Darstellung Ihrer weichen und elegischen

Stimmung Goethe gegenüber, Ihnen ein wenig zu nahe tritt."

— „Ich habe von dem Allen nichts bemerkt, oder vielleicht habe ich es gar nicht gelesen. Wenn Kuh aber von meiner Rührung etwas sagte — das ist wahr und ich schäme mich dessen nicht. Ich war so enthusiastisch gestimmt, daß, als wir zu Tisch gingen und Goethe mir wohlwollend und mit einem wirklich herzerfreuenden Ausdruck seines Gesichtes die Hand reichte und ich gedachte, welch ein Mann das sei, mir vor Rührung die Thränen in die Augen traten. Das konnte er nicht leiden und er hatte recht."

„Er hatte recht", erwiederte ich, „aber Sie hatten Jugend. Heute würden Sie bei einer solchen Begegnung eben so wenig eine Thräne vergießen, als Goethe damals."

— „Freilich heute würde ich nur weinen, wenn man mir meine Pension nicht bezahlte; damals aber war ich so erregt, daß meine Rührung erklärlich scheint. — Falsch, aber ganz falsch ist es, daß ich Goethe's Macht fürchtete; ich fand es nur unschicklich, solch einem Manne zu widersprechen, meine Meinung der seinen entgegenzusetzen. Er sprach nur von der Ruhe und Ausgleichung, welche die Poesie bringen müsse; er wollte nur Tasso und „Natürliche Tochter"-Dramen. Er als Greis mochte recht haben, aber ich als junger Mann mit fünfundzwanzig Jahren hatte auch recht und Schiller, welcher in dieser Beziehung im Gegensatz zu ihm stand, hatte auch recht. Die Dichtung ist nicht ausschließend für die Jugend, sie ist aber eben so wenig nur für das

Alter. Er wollte, daß ich schreiben sollte. „Wenn Sie uns schreiben, wird es uns freuen." Was sollte ich schreiben? Es war nicht meine Art, über meine Arbeiten gleichsam Abhandlungen zu liefern und hätte ich's gethan, so hätte ich vielleicht eine Antwort und Rathschläge bekommen, auf die ich nicht eingehen konnte. Ich war mir dieser Dinge übrigens nicht klar bewußt; aber ich schrieb nicht, sondern ich wollte ihm mein nächstes Werk widmen. Das war „Ein treuer Diener" und paßte nicht; darüber verging die Zeit und es fügte sich nicht mehr. Meine „Ahnfrau" war ihm ein Gräuel. Mir thut es doch nicht leid, daß ich sie schrieb — wol aber, daß ich sie verdarb durch eine Umarbeitung, zu welcher ich mich durch Schreivogel bestimmen ließ und durch welche die Consequenz des Stückes brach und es verdorben wurde. Ich habe es Laube ausführlich erzählt — und er hat es auch gleich drucken lassen — der Teufelskerl. — So sind sie Alle — gleich drucken — nur gleich drucken!"

„Was Laube über Sie und von Ihnen drucken läßt, über Das werden Sie wol nie zu klagen haben —", bemerkte ich.

— „Ja, das ist wahr — er ist gegen mich außerordentlich gut — er handelt als wahrer Freund an mir und ich verdanke ihm viel — sehr viel — ohne ihn war ich vergessen —"

„Vergessen?" rief ich dazwischen.

— „Wenigstens so lange ich lebte. — Später vielleicht — aber wer kann das wissen? — Zufälligkeiten, Privatansichten, Antipathien eines Einzelnen geben da oft den

Ausschlag. Auch im persönlichen Verkehr ist er immer freundschaftlich gegen mich gewesen und mir mit einer Aufrichtigkeit entgegengekommen, an die man mich nicht verwöhnt hat."

„Weil Sie auch gar nicht zu verwöhnen sind", erwiederte ich.

— „Das mag wahr sein."

„Wie steht es aber mit einer andern Wahrheit", frug ich, indem ich mich zum Aufbruch wandte, „mit der Wahrheit Ihres Geburtsjahres. Die Einen behaupten dasselbe sei 1790, während ich doch gewiß zu sein glaube, daß es 1791 und daß Sie am letzten Geburtstage erst das fünfundsiebzigste, nicht das sechsundsiebzigste Jahr erreicht haben."

— „Wie", sagte Grillparzer mit scherzhafter Entrüstung, „die Leute halten mich für so alt? — sagen Sie's ihnen nur, sagen Sie's, daß ich viel jünger, daß ich e r st fünfundsiebzig Jahre alt bin! — sechsundsiebzig Jahre! gar keine Rede!"

Winter 1866.

„Ahnfrau". „Sappho". Geburtstag. Fräulein Wolter. „Medea".

Ich fand Grillparzer Lope de Vega lesend und ganz begeistert von dem Gedankenreichthum dieses Dichters, welcher, wie er mir erzählte, siebenhundert Stücke geschrieben, kaum eines vorher ganz durchgedacht hatte, bei den meisten selbst nicht wußte, wie er es wenden und enden würde, und doch in den ungeordnetsten und vergriffensten Momenten eine Wahrheit der Auffassung und einen Reichthum der Darstellung an den Tag lege, hinter welcher jeder andere Dichter zurückstünde.

„Auch Shakespeare?" erlaubte ich mir zu fragen.

„An Reichthum und Fülle der Gedanken und wahrhaft großen, dramatischen Momenten übertrifft er auch Shakespeare, mit welchem er sich übrigens nicht vergleichen läßt, obschon mir aus Beider Werken die Gleichzeitigkeit fühlbar ist, ja ich denke, sie mögen wol von einander gewußt haben. Die spanische Sprache war damals eine Weltsprache."

„Und eine Verbindung beider Länder durch ihre Monarchen angebahnt", nahm ich sein Wort auf, „was in einer Zeit, da man am Hofe sich mit Literatur be-

beschäftigte, von größerer Bedeutung war, als in der Gegenwart, wo literarische Erscheinungen nicht zu den Tagesgesprächen höfischer Kreise gehören."

— „Man darf aber auch nicht übersehen, daß das Uebermaß der Production wesentlich beiträgt, abzustumpfen. Man muß sich wehren gegen die Masse und so geschieht es, daß das Gute oft nicht beachtet wird, weil man das Beste verlangt. Ein Dichter wie Lope de Vega, welcher bei seinen massenhaften Productionen natürlicherweise manches Schwache, Nichtmotivirte zu Tage brachte, würde bei der heutigen Art und Weise nicht mehr zur Geltung gelangen."

Ich sagte, daß ich im Stillen die Ueberzeugung hege, daß weder Schiller noch Goethe — und Shakespeare noch weniger — wenn sie heute unter uns auftauchten, anerkannt würden.

— „Nachdem sie nämlich schon da waren — aber im Grunde haben Sie Recht."

„Wenn in dieser blasirten Zeit einer dieser größten Dichter unter uns auf's Neue hervorträte", sagte ich eifrig, „er würde nimmermehr Anerkennung finden. Keinem jugendlichen Poeten würden seine „Räuber" mehr verziehen, ja solch' ein Jugendwerk diente dem tadelsüchtigen Publicum immer wieder als willkommener Vorwand, alles Weitere unbeachtet zu lassen."

— „Da bin ich ja selbst das beste Beispiel dafür", erwiederte Grillparzer lebhaft, „denn es ist mir ja mit der „Ahnfrau" so gegangen; es war die erste Jugendarbeit, die dem Publicum zwar gefiel, doch aber die Mängel eines solchen ersten Anlaufes eben so an sich

trägt, wie das Gepräge einer Epoche, in welcher die sogenannte Schicksalstragödie noch an der Tagesordnung war. Wenn auch dieser Hintergrund nicht ganz von mir ausging, so lag doch jene Richtung im Gange der Zeit. Ein ungeheurer Umschwung aller Verhältnisse durch die französische Revolution und was darauf folgte, hatte das Unmögliche möglich gemacht. Eine Art Glaube an Fatalismus, an Vorherbestimmung, welcher ja auch den ersten Napoleon beseelte, waltete in Leben und Dichtung, sich an die Poesie, an den Glauben der Alten, an das Fatum anlehnend. Hat doch auch Schiller, wol früher, aber doch unter dem gleichen Eindruck, seine „Braut von Messina" gedichtet, welche man immerhin gleichfalls unter die Schicksalstragödien rechnen könnte. In dieser Stimmung, ich möchte sagen Zeitströmung, entstand „die Ahnfrau" — zwar in anderer Art, als das Publicum sie kennen lernte — doch brachte sie mir in der Form, wie sie nun einmal war und vor das Publicum trat, den Ruf eines Schicksalstragödienschreibers. Ja, Wolfgang Menzel setzte mich in seiner Geschichte der deutschen Literatur in die gleiche Kategorie mit Houwald, Müllner, Werner — Leute von unleugbaren Talenten, mit denen ich aber gar keine geistige Verwandtschaft hatte."

Ich bemerkte, daß Menzel gegen Goethe noch viel absprechender, sogar als die Moral des Mannes und Poeten verwerfend aufgetreten sei, daß er bei Gelegenheit der „Ahnfrau" ausdrücklich — freilich ohne der anderen Stücke weiter Erwähnung zu thun — sage, daß der Dichter dieses Stückes die angenommene

Manier später wieder verlassen und sich der Tendenz Schiller's zugewendet habe.

— „Ja, aber während man meine „Ahnfrau“ anerkannte, sie überall aufführte, verwarf man mich mit meinen späteren besseren Dichtungen.“

„Um wieder klüger zu werden und danach zurückzugreifen“, erwiederte ich; „denn Sie sind nicht aus der Zeit der vernichtenden Kritik, die eine spätere war als die von welcher ich vorhin sprach. Im Gegentheil, Sie treten noch mit dem Nimbus der Autorität, die den anerkannten Dichter umgiebt, vor das hyperkritische, nein, sagen wir es nur rund heraus: vor das schmähsüchtige Publicum von heute.“

— „Glauben Sie das nicht, das ändert sich nicht so rasch, und wenn man jetzt zurückgreift nach meinen Werken, so geschieht es nur, weil man sich überzeugt hat, daß nichts Besseres nachkam; insbesondere weil Laube, weil das Publicum etwas Neues will, und es ist schon so lange her, daß sie mich vergessen haben, daß ich ihnen etwas Neues geworden bin.“

Dagegen erhob ich Protest und führte an, wie ich seit meiner Kindheit Zeugin des Bedauerns gewesen sei, mit welchem Grillparzer's Stücke auf dem Burgtheater vermißt wurden. „Hätten Sie“, setzte ich hinzu, „neulich Ihre „Sappho“ wieder mit angesehen, Sie würden anders von sich denken lernen.“

— „Kein Mensch und schon gar kein Dichter lernt von Anderen über sich selbst denken. Den Dichter trägt entweder sein berechtigtes Selbstgefühl oder, wenn dieses ihn täuscht, seine Eitelkeit.“

„Und sie machen ihn zum Mann oder zum Narren“, sagte ich dazwischen.

— „Boshaft und wahr“, versetzte Grillparzer. „Wer aber von der Rechtmäßigkeit des Dranges, der ihn zur Gestaltung treibt, nicht innerlich überzeugt ist, dichtet nicht, überwindet nicht die Anstrengung, die Arbeit, die das Dichten kostet. Die Versemacher, die nur um äußerlich zu glänzen solche Dinge versuchen, kann man nicht Dichter nennen. Aber um wieder auf die Sappho zu kommen: ich habe dieses Stück, das, wie es scheint, erst jetzt und durch Fräulein Wolter zu seinen rechten Ehren kommt, in sechs Wochen niedergeschrieben, an deren erstem Tage ich selbst noch keine Ahnung davon hatte. Sie soll wirklich ausgezeichnet darin sein und die früheren Darstellerinnen in manchen Beziehungen überragen, obschon die Schröder diese Rolle unübertrefflich und mit großartigem Schwung gab und eine Kraft der Rede, des Organs und Ausdrucks hatte, mit einem Wort eine Meisterin der Declamation war, wie sie sich wol kaum wieder findet. Allein es war dem Geiste des Stücks entgegen, daß ältere oder reizlose Frauen diese Rolle spielten, weil Entsagung in der Liebe von Seiten der Frau in reiferen Jahren allzu sehr in der Ordnung der Natur liegt, als daß dadurch das Hauptinteresse nicht von der Heldin abgleiten und auf die jüngere Melitta übergehen mußte, so daß diese und Phaon dadurch das Liebespaar wurden, welches das Interesse des Publicums in Anspruch nahm, und nicht Sappho.“

Das Gespräch kam sodann auf das Alter dieser

Heldin und ich meinte, daß Sappho, wie sie in der Tragödie erscheint, griechische Frühreife angenommen, etwa fünf- bis sechsundzwanzig Jahre alt sein mochte.

— „So hatte ich mir sie gedacht und das mag ungefähr mit dem Alter des Fräulein Wolter stimmen und dazu beitragen, ihrer Darstellung den vollen Reiz der Wahrheit zu leihen, der, wie ich höre, dafür der Melitta fehlen soll. Und gerade für diese Rolle, für welche jetzt nicht nur hier, sondern überall die rechten Schauspielerinnen mangeln — denn die jungen naiven Mädchen sind ausgestorben — gab es damals vortreffliche Darstellungskräfte. Da war zum Beispiel die kleine Korn, die Frau des Schauspielers — welche Sie wol nicht mehr gekannt haben werden — die als Melitta wirklich reizend spielte. Eben dies reizvolle Spiel trug aber dazu bei, Sappho, die reifere Frau, die gefeierte Heldin und Dichterin, welche nun an ihren allmächtigen Triumphwagen auch noch Liebe und Jugend fesseln wollte, in Schatten zu stellen und auf diese Weise den richtigen und beabsichtigten Eindruck des Drama zu fälschen. Indessen da es dem Publicum auch in dieser Form gefallen hat, habe ich kein Recht, die Besetzung durch jene Frauen als Fehlgriffe zu tadeln."

Ich erwiederte, es müßte doch ein Mißgriff gewesen sein, da ich mich nur zu wol erinnerte, wie ich oft der Sappho als einer Art antiken Blaustrumpfs Erwähnung machen gehört hatte, und wie das Publicum ihren Untergang mit einer gewissen Schadenfreude begleitet

habe — eine Empfindung, die bei der Darstellung von Fräulein Wolter niemandem kommen könne.

— „Und dieselbe Ursache, die es macht, daß eine Schauspielerin wie Fräulein Wolter die Sappho so zu geben vermag, ist auch Ursache, warum es keine Melitta mehr giebt. Eine Erscheinung erklärt die andere, und so werde ich aus der Vergessenheit hervorgezogen durch allerlei Umstände, die eben auch mit dem Auftreten einer solchen Künstlerin im Zusammenhang stehen."

Da die Gespräche über Frl. Wolter sich oft wiederholend immer wieder die Aeußerung des Bedauerns, sie nie gesehen zu haben, sie nicht zu kennen, hervorriefen, glaubte ich, daß eine Begegnung mit ihr, das heißt ein Besuch von Seiten der Künstlerin Grillparzer erfreuen würde, und nahm mir vor, gelegentlich einen solchen zu vermitteln.

Das war bei den festgesetzten Besuchsstunden zwischen elf und ein Uhr von der einen Seite, den neuen Rollen, Theaterproben, Reisen von der andern Seite keine leichte Sache. Ich sah ein, daß, wenn es wirklich dazu kommen sollte, eine bestimmte Zeit dafür festgesetzt werden müsse und meinte, daß sein nächster Geburtstag dazu den besten Anlaß gebe.

Als ich wieder einmal (December 1866) Fräulein Wolter des Abends im Laube'schen Hause traf, benutzte ich die Gelegenheit, zog sie scherzend in eine Fensternische und frug, ob sie Grillparzer persönlich kenne?

Sie erwiederte, daß sie diese Bekanntschaft lange sehnlich wünsche, daß Lewinsky ihr versprochen habe,

sie dahin zu begleiten, daß es immer nicht dazu gekommen und daß sie sich scheue allein hinzugehen, da sie von der Verdrießlichkeit des alten Herrn gehört habe und nicht wisse, ob ihr Besuch ihm angenehm sein würde.

Ich wies vor allen Dingen die Anklage der Verdrießlichkeit zurück und betonte wie jedes Zeichen wahren Wohlwollens dankbar von ihm aufgenommen werde, wie bloße Neugierde, die sich an ihn dränge, ihn nicht erfreuen könne, daß jedoch ein Besuch, wie der hier beabsichtigte, ihm große Freude bereiten würde, und was das Nichtdazukommen beträfe, so würde ich ihr sagen lassen, wann ich unsern Staatsstreich in Scene setzen wollte.

Sie lachte liebenswürdig und als ich beim nächsten Besuch wieder auf die Künstlerin zu sprechen kam, erwiederte Grillparzer:

— „Ich weiß von Ihnen und von Anderen, namentlich durch die Fräulein Fröhlich, von Fräulein Wolter. Solch' eine Schauspielerin, welche Anmuth und Talent vereint, hätte mich, wenn sie mir in meiner Jugend begegnet wäre, schon durch den Wunsch, wie würde sie Das oder Jenes spielen, wie würde sich Das ausnehmen, zu Vielem begeistert und angeregt — Sie verstehen mich — zu Dichtungen bestimmt, welche durch den Hauch der Persönlichkeit wachgerufen werden und welche, weil mir in den Jahren, da ich productiv war, eine solche fehlte, unterblieben. Es ist vielleicht so besser."

„Gewiß nicht", sagte ich, „aber möchten Sie sie denn nicht einmal sehen?"

— „Und wie gern, aber wie sollte es geschehen? Ich komme nicht in's Theater."

„Wenn das Theater zu Ihnen käme?"

Einen Augenblick besann er sich.

— „O ja", rief er, setzte aber scherzend und gar nicht, als ob es sich um eine wirkliche Frage handle, hinzu, „schreien müßte sie halt!"

Ton und Lächeln zeigten mir, wie angenehm dem Greise die Wirklichkeit eines solchen Besuches sein würde, und so schrieb ich einige Zeit darauf an die Künstlerin, erinnerte sie an ihren Vorsatz und meine Absicht und frug, ob ich sie am Geburtstag des Dichters zu ihm begleiten dürfe. Freundlich ging sie darauf ein und nachdem ich am Morgen des Festes Blumen und Früchte und meine Kinder als Gratulanten zu ihm gesendet, fuhr ich mit meiner schönen Begleiterin zu dem wolbekannten Hause. Unter allerlei Gesprächen und interessanten Betrachtungen über hohe Treppen und den Nutzen, dieselben langsam zu ersteigen, ging es hastig hinauf. Oben angelangt, ließ die Dienerin uns, mit einem freudig überraschten Blick auf meine Begleiterin, in das erste Zimmer treten, an dessen Fenster wir unter Sträußen, Kränzen, Lorbeerzweigen die von uns gespendeten Blumen erkannten, und hier bat ich die Künstlerin einen Augenblick zu verweilen, um den alten Herrn auf die ihm bevorstehende, vielleicht allzu lebhafte Ueberraschung vorzubereiten.

Und das war gut! Denn es war spät geworden, er hatte offenbar nicht mehr gedacht, daß noch Gratulanten kommen könnten, und als ich die Thür öffnete, stand der

große Schrank offen, Weste, Halstuch lagen auf dem Clavier ausgebreitet und er selbst fuhr erschrocken in den Aermel des Rockes zurück, aus welchem er eben zu schlüpfen im Begriff gestanden zu haben schien, als ich anklopfte.

Ich aber trat heiter herein und brachte meinen herzlichsten Glückwunsch mit einer scherzhaften Anspielung, daß meine Wünsche, wie er sähe, in Erfüllung gingen.

— „Sie haben Recht gehabt", sagte er, mir mit dem Finger drohend, „aber das soll das letzte Mal sein."

„Dann muß ich sterben!" rief ich lachend, „denn ce que femme veut Dieu le veut und eine Frau hat erst mit dem letzten Athemzuge das letzte Mal recht."

Es bezog sich dies auf einen Scherz an seinem vorigen Geburtstag, da er denselben als seinen letzten bezeichnet hatte, während ich ihm noch eine Anzahl solcher Tage prophezeite und mich ihm namentlich zum achtzigsten Wiegenfest als Gratulantin anmeldete. „Aber", fuhr ich fort, „weil ich Recht habe, habe ich mir auch ein Recht genommen und Jemanden mitgebracht, der sich sehr freut, Ihnen heute selbst Glück wünschen zu können."

— „Wer denn, wer denn?" rief Grillparzer bestürzt, einen Blick auf den offenen Schrank, die ausgebreitete Weste und Cravate werfend.

„Fräulein Wolter."

— „O!"

Mit diesem Ausruf wollte der alte Herr so schnell er konnte Alles wegräumen. Aber ich, flink vor ihm her, packte, was auf dem Clavier lag, zusammen, warf es

als wäre ich hier ganz heimisch, rasch in den Schrank, schloß diesen und öffnete, aus seinen Mienen Beifall für mein kräftiges Einschreiten lesend, die Thür nach dem ersten Zimmer, in welcher Fräulein Wolter erschien.

Sie trug ein langes, schwarzseidenes Schleppkleid, einen schwarzen Sammetüberwurf und ein kleines, schwarzes Hütchen mit rothem Korallendiadem lag über ihrer Stirn. Die Erwartung hatte ihr einen Ausdruck geliehen, den sie sich nicht gab, nicht geben konnte. Ihre dunklen Augen glänzten und sie war in diesem Augenblick ein Frauenzimmer in seiner ganzen Natur, denn eine kleine Befangenheit nahm ihr alles Heroische und prägte ihrem Wesen etwas einfach Schlichtes auf, während doch der ganze Anstand der Weltdame sie umgab und ihre Erscheinung vollendete. Diese verfehlte auch nicht, die rechte Wirkung hervorzubringen und bald war der Ausdruck befremdender Ueberraschung aus den Zügen des Greises verschwunden, welchem alles Ungewohnte und Unvorbereitete beschwerlich fiel, der aber sofort den Besuch der gefeierten Künstlerin als freudiges Ereigniß zu empfinden schien. Und da sie freundlich und mit Herzlichkeit die ihr dargereichte Hand ergriff und seinem Lehnstuhl gegenüber auf einem tiefern Sessel Platz nahm, fand sogleich die Freude des von beiden Seiten lang erwünschten Begegnens den geeigneten Ausdruck. Ich wollte mich aber, wie ich es verabredet, entfernen, weil es für Menschen, die sich zum ersten Mal sehen und die ein mächtiges Interesse für einander zusammenführt, immer peinlich wird, wenn

jemand anwesend ist der die Verhältnisse des Einen oder des Andern und alles, was darüber gesagt und mitgetheilt werden kann, ohnedies weiß und kennt. Allein Fräulein Wolter bat mich zu bleiben und so blieb ich gern. Es that mir nur leid, daß ich allein war und daß kein photographischer Apparat das Bild fixirte, das ich vor Augen hatte. Der greise Dichter, dessen reiches, schneeweißes Haar, von rückwärts beleuchtet, eine Art Silberkrone über seinem Haupte bildete, vorgebeugt um besser hören zu können, nahm sich aus wie ein alter Märchenkönig und wie er sich väterlich-freudig neigte über die glänzende, lebensvolle Erscheinung des auf dem niedrigen Sessel ihm gleichsam zu Füßen sitzenden Feenkindes mit dem Korallen-Diadem, schien er alles was an Lebenskraft in ihm wohnte wachzurufen, um diesem Moment ganz gewachsen zu sein. Die junge Dame aber heftete ihr leuchtendes Auge auf sein ehrwürdiges Antlitz und hielt seine Hand in der ihrigen, als wollte auch sie, was diese Stunde ihr bieten konnte, unwiderstehlich an sich ziehen.

Nachdem den gegenseitigen Empfindungen Rechnung getragen worden war, kam das Gespräch natürlicherweise auf Das, was ihnen Beiden am nächsten lag, auf Besprechung künstlerischer Darstellung, theatralischer Erfolge, Durchführung tragischer Rollen, und Grillparzer äußerte sein Bedauern, die Darstellerin seiner Sappho nicht gesehen zu haben, die ihm vorgeschwebt, die er geträumt, die jugendlich schön und zur Liebe berechtigt, durch den freiwilligen Tod zur Heldin wird. Schauspielerinnen, die ohne Schönheit und in späteren

Jahren diese Rollen spielten, könnten immer nur das Lebensmüde, dem Dasein Entsagende zur Anschauung bringen, und wenn eine Frau wie die große Schröder einen jungen Mann liebe, so liege es in der Natur des Menschen, wenigstens des Mannes, ihr tragisches Ende ganz in der Ordnung zu finden und in ihrem Entsagungstod kein großes Heldenthum, kein Opfer, sondern Lebensüberdruß zu erblicken.

Von den an gewisse Altersstufen gebundenen Rollen kam man auch auf die kürzlich erst durch Fräulein Wolter zur Darstellung gelangte Lady Macbeth, die ohne bestimmten Grund bisher fast immer von älteren Frauen gegeben wurde. Die anwesende Künstlerin hatte in dieser Rolle einen entschiedenen Erfolg gehabt, was einige Berichterstatter jedoch nicht hinderte, das Gelingen ihrer Leistung in Abrede zu stellen, ja selbst in verletzenden Aeußerungen sich zu ergehen. Ein dunkles Gerücht, daß die Darstellerin verheirathet sei, war in den Recensionen ganz ungebührlicher Weise zur Sprache gekommen, und indem sie sich humoristisch darüber äußerte, betonte sie, daß eine solche Annahme ihr beim Publicum schade, was ich hinwieder scherzend bestritt.

„Es ist aber doch so", antwortete sie lebhaft, „auf der Bühne schadet das. Eine verheirathete Frau — das nimmt der Künstlerin im Publicum einen gewissen Nimbus — sie ist eine Frau! Damit tritt sie aus dem Kreise der Mädchen, gewissermaßen aus dem Kreise der Jugend."

— „Sie hat recht", sagte beschwichtigend und zu mir gewandt der alte Herr. „Eine jugendliche Heldin,

die man sich als Hausfrau denken soll — oder gar als Mutter! Ich weiß, es ist unrecht und es mag auch falsch sein — aber es paßt Einem nicht zusammen. Denken Sie nur an Die, bei denen die Wirkung der äußern Erscheinung noch viel wichtiger, ja wo sie allein bestimmend ist — an Tänzerinnen. Eine Taglioni, eine Elsler, wenn sie auch doppelt und dreifach in den Jahren standen, wo sie Gattinnen und Mütter sein konnten, und wenn sie ersteres auch waren und vielleicht letzteres auch — es geht nicht — und ich weiß keine, die sich als Frau auf den Zettel setzen ließ, außer sie war die Gattin eines Balletmeisters oder großen Künstlers im gleichen Fach, wie die Vestris, die Duport, die Perrot-Grisi."

„Das mag sein", antwortete ich, „aber bei dramatischen Künstlerinnen, bei denen auch die späteren Jahre eine volle Bedeutung gewinnen, ist es gewiß anders. Die berühmte Schröder hätte, als Fräulein auf dem Zettel stehend, dadurch eben so wenig einen größern Eindruck hervorgebracht als andere Künstlerinnen deshalb, weil sie verheirathet sind, einen geringern machen."

— „Die Schröder, das ist etwas ganz Anderes", unterbrach mich Grillparzer. „Diese Frau von abschreckender Häßlichkeit konnte nie eine gewisse Theilnahme erwecken welche mit Jugend, Anmuth und persönlicher Annehmlichkeit im Zusammenhange war. Wir alle lernten sie erst in reiferen Jahren kennen — oder sie schien uns vielleicht immer diesem Rollenfach und Alter anzugehören, da von dem Reiz der Jugend und dem Zauber der Anmuth keine Rede sein konnte."

Grillparzer gedachte ihrer Darstellung als Medea und da Fräulein Wolter den lebhaften Wunsch aussprach, dieselbe zu spielen, drehte sich das Gespräch von nun an fast nur mehr um diese Rolle, deren erster Theil schon seit geraumer Zeit in den Händen einer anderen gefeierten Künstlerin des Burgtheaters lag.

So war mehr als eine halbe Stunde vorbeigegangen, die Essenszeit des alten Herrn war herangekommen und sichtlich eine so große Ermattung und Abspannung eingetreten, daß er nicht mehr verstehen konnte was gesagt wurde, obwol Fräulein Wolter's Organ und Sprache vom ersten Augenblick an den angenehmsten Eindruck gemacht hatten und wol ohne Anstrengung von seiner Seite ihm verständlich gewesen zu sein schienen. Wir brachen also auf und ich eilte, begleitet von den wärmsten Danksagungen von beiden Seiten, mit meiner mir verbindliche Worte sagenden Künstlerin von dannen, nicht ahnend, daß dieser kleine Vorgang eine weitere Folge haben würde, wie dies in der That der Fall war.

Als ich nämlich einige Zeit darauf in den dem Fremdenbesuch eingeräumten Nachmittagsstunden in das Laube'sche Haus kam, sagte mir Dr. Laube, indem er den Zipfel seines Rockes über sein Knie legte, die Cigarre ansah und den glimmenden Aschenstengel aufmerksam betrachtete — Anzeichen, daß er etwas zu besprechen vorhabe:

„Sie können uns einen Gefallen thun."

„Uns?" frug ich, „wollen Sie mich für's Burgtheater engagiren?"

„Sie waren vor einigen Wochen mit Fräulein

Wolter bei Grillparzer. Es war da viel die Rede von Medea. Sie will sie geben —"

„Habe nichts dagegen einzuwenden", erwiederte ich scherzend.

„Das kann ich mir denken. Aber Sie können etwas dafür thun. Beide Stücke: „Die Argonauten" und „Medea" sollen an zwei hinter einander folgenden Abenden gegeben, natürlich von derselben Schauspielerin dargestellt werden. Nun hat Frau Gabillon die Rolle des ersten Theiles in Händen und man kann ihr dieselbe nicht wegnehmen. Fräulein Wolter, welche aber die Medea des zweiten Stückes spielen soll, wünscht natürlich auch die andere zu geben. Da meint sie nun, und ich glaube, nach dem, was sie erzählte, auch, daß Sie am besten Grillparzer bestimmen könnten, der Sache den Ausschlag zu geben, indem er in einigen Zeilen an mich erklärte, die beiden Rollen in den beiden Stücken sollten von derselben Person vorgeführt werden und daß er wünsche, Fräulein Wolter möchte sie spielen."

Ich glaubte sogleich und mit Bestimmtheit die Ueberzeugung aussprechen zu können, der alte Herr werde sich nicht herbeilassen, irgend eine derartige Erklärung zu geben, versprach aber als Beweis meiner Bereitwilligkeit doch den Versuch bei ihm zu wagen, ging am andern Tag hin und brachte, während mich mein Zuhörer mit ernsten Blicken maß, mein Anliegen vor. Aber noch ehe ich geendigt, fuhr Grillparzer schon mit einem lauten, unmuthigen „Nein, um keinen Preis"

heraus und gab seinen entschiedensten Unwillen zu erkennen.

— „Verzeihen Sie", sagte er heftig, „so gern ich bereit wäre, auf etwas einzugehen, das Sie zu wünschen scheinen, kann ich mich doch in diese Angelegenheit nicht mischen. Das würde eine schöne Geschichte geben — wenn ich mich um solche Sachen annehmen wollte! Vom Theater würden sie herkommen, alle die Leute, denen ich auf solche Weise zu nahe treten könnte, und mir Spectakel machen hier in meinen Zimmern. Mir, der vor allem ruhig leben will und dem es ganz gleichgiltig ist, ob sie jetzt die Medea noch einmal geben oder nicht."

„Ihnen ist es gleichgiltig", versetzte ich, „uns nicht."

— „So geben Sie sie und lassen Sie mich aus dem Spiel."

Mit diesen Worten hatte er sich von seinem Lehnstuhl erhoben und ging vorgebeugt und mit den Händen seine Reden begleitend, hastig und mit jener raschen Heftigkeit auf und nieder, wie sie der Aerger erregend und scheinbar die Glieder verjüngend erzeugt.

— „Ein Teufelskerl ist dieser Laube", monologisirte er vor sich hin. „Es ist ordentlich eine Freude für ihn etwas auf der Nadel zu haben, das er gegen den Widerstand, den er findet, durchsetzt. Gerade das reine Gegentheil von mir, der nur Ruhe haben will und auch die anderen Menschen in Frieden läßt."

„Dafür würden Sie auch nicht ein einziges Stück in der Burg zur Aufführung bringen", sagte ich trocken.

— „Ja, das ist wahr", rief er laut und beifällig,

„da haben Sie wol vollkommen recht. Nicht zu einer einzigen Probe brächte ich's, wenn es darauf ankäme, die Leute von überall her zusammenzuholen, zu commandiren, zu zwingen."

„Wir müssen ja aber doppelt froh und dankbar sein, daß es solche kraft- und widerstandsfähig begabte Menschen giebt", erwiederte ich, indem ich versuchte, den noch immer Erregten auf seiner Wanderung auf und ab im Zimmer zu begleiten, „daß Männer da sind, welche die nothwendige Energie und jenen Nerv von Stahl haben, der immer wieder auf's Neue in die Höhe schnellt, wenn es gilt, etwas in Bewegung zu setzen. Ja, es ist wie ich glaube, eine Art Verpflichtung, ihnen Dank und Zustimmung an den Tag zu legen, wenn wir mit ihnen einverstanden sind, wie Sie es sind. Verzeihen Sie, Herr Hofrath", fuhr ich muthig fort, indem ich mich wendete und in seinen Weg stellte, „wie Sie es ohne Zweifel sind mit dem Gedanken, daß die Medeen Ihrer beiden Stücke von derselben Schauspielerin dargestellt werden sollen."

— „Natürlich bin ich es", versetzte Grillparzer mit verändertem Ton, indem er etwas besänftigt vor mir stehen blieb. „Es ist derselbe Jason, es muß ja auch dieselbe Medea sein. Wer sie im ersten Stück gut spielt, wird sie auch im zweiten gut spielen; es sind ja nicht verschiedene Menschen, sondern Charaktere die sich weiter entwickelt haben. Er, der sinnliche, von Phantasie beherrschte Mann, sie, das denkende, von Leidenschaft ergriffene Weib; er neigt zur Veränderung, sie zum Bestand. Solchen Richtungen zu begegnen, brauchen

wir nicht Jahrtausende zurückzugreifen, nicht nach Griechenland uns zu versetzen."

„Nein", sagte ich — ich hatte ihn während der letzten Worte zu seinem Lehnstuhl geleitet, in welchem er Platz nahm — „nein, wir brauchen nicht nach Griechenland zu gehen, wir können in Wien bleiben und wenn wir Gefahr laufen, daß Medea oder Kreusa in unser Zimmer trete, um Rechenschaft wegen Rollenbesetzung zu fordern, so sind das Aspecten, die uns im höchsten Grade verstimmen."

— „Das ist es ja", rief jetzt gutmüthig lachend der alte Herr, „das ist es ja, was mich so aufregt. Ich müßte eine gewisse Verantwortlichkeit übernehmen und wenn ich noch etwa die Frau Gabillon oder Fräulein Wolter hätte spielen sehen und ich sollte mein Urtheil abgeben, welcher von beiden meiner Meinung nach diese Rolle zukäme — es wäre eine unangenehme Sache, allein ich müßte der Wahrheit ihr Zeugniß geben. — Aber ich habe ja Beide nicht spielen gesehen, wie soll ich mich für die Eine oder die Andere entscheiden? Und wenn ich es thäte, würde es nicht heißen — und sogar mit einem gewissen Recht — eine Theaterintrigue stecke dahinter? Bis in mein Zimmer, bis an mein Bett kämen sie mir mit allen möglichen Dingen und Sie selbst könnten Unannehmlichkeiten davon haben."

„Ich?"

— „Man wüßte bald, wie alles gegangen sei und es würde ohne weiteres heißen, man habe Ihre Theilnahme und Freundschaft für mich ausgebeutet, um eine Intrigue durchzuführen, welche Fräulein Wolter, die

Sie selbst ja vor einigen Wochen an meinem Geburtstag zu mir gebracht, in den Besitz dieser Rollen setze."

Ich war überrascht von der Richtigkeit, mit welcher der alte, scharfsichtige Mann von seiner stillen Poetenstube aus die Sachlage vollständig klar übersah und stand sogleich davon ab, ihm noch weiter durch Zureden lästig zu fallen. Wenn man ihm jedoch nicht zumuthen durfte, unter den waltenden Verhältnissen sich für eine bestimmte Künstlerin auszusprechen, konnte er doch im Allgemeinen erklären, daß die Heldin in beiden Stücken von derselben Schauspielerin gespielt werden solle. Ich sagte ihm das alles und daß er mir einen großen Gefallen erzeigen würde, wenn er zum Zeugniß meines guten Willens mir einige Zeilen an Dr. Laube schreiben wollte, welche nur diese letztere Ansicht, ohne irgend eine Beziehung auf Persönlichkeiten, ausspräche.

— „Wenn Ihnen damit gedient ist", erwiederte Grillparzer, dem offenbar wol war, seine abschlägige Antwort nun durch die Erfüllung eines Wunsches auszugleichen, „so kann ich es thun, denn das ist meine Meinung und sie hat keinen Zusammenhang mit irgend einer Intrigue." Er rückte sogleich an seinen Schreibtisch, ich half Papier bereit legen und zog mich an das Clavier zurück, wo ich einige Schlagworte niederschrieb, um Laube Alles genau erzählen zu können. Mit sichtbarer Anstrengung schrieb der Greis die wenigen Zeilen, indem er sie dabei laut vor sich her sagte, sich mit den an mich gerichteten Fragen: „Ist das recht? Ist das genug?" unterbrechend. Natürlich war alles recht, alles genug und während er den Brief faltete und mit

der Sorgfalt alter Leute schloß und siegelte, welche ihre Correspondenzen vor der Zeit der Couverts führten und sich dieser letztern nicht bedienten, sagte er vertraulich halblaut zu mir, die das Licht zum Siegeln angezündet hatte und hielt:

— „Und es wäre alles noch eher möglich gewesen, wenn ich die Ueberzeugung wirklich hätte, daß Fräulein Wolter unfehlbar eine Medea spielen könnte. Aber ich glaub's gar nicht und nach meinem Gefühl gereicht ihr das zur Ehre. Wenn man eine Medea erlebt, wie sie zu meiner Zeit gesehen wurde, eine Steigerung der Leidenschaft, welche bis zur Entmenschung, eine Wildheit und blinde Wuth, welche bis zur viehischen Raserei ausartet, wo die Tigerin ihre Jungen zerfleischt und Medea ihre Kinder erwürgt, wo der Ton der menschlichen Stimme sein Ende hat und ein röchelndes Krächzen in fast unarticulirten Lauten bis an die äußersten Grenzen des Entsetzlichen reicht, wie dies bei der Schröder der Fall war, die in dem massiven Bau ihrer Person und ihres Wesens dazu die Mittel fand — und man sieht eine junge, schlanke Schönheit wie Fräulein Wolter vor sich — wie soll man glauben, daß eine solche Leistung da möglich sei! Und es ist auch unmöglich, gerade so unmöglich, wie der Schröder eine Emilia oder ein Clärchen war, und das ist, wie ich meine, ein Vorzug. Es heißt in den Journalen Lady Macbeth sei Frl. Wolter mißlungen; ich weiß nicht, ob es wahr ist; ich glaube es auch nicht — ja, ich denke, mir würde ihre Auffassung dieser Rolle gefallen haben — aber es zeigt, daß dieselbe einen Zweifel zuließ, wie dies bei der

„vornehmen Ehe“ der „Sappho“, der „Englantine“ nicht der Fall zu sein schien, und das kann doch darauf hindeuten, daß sie für ein älteres Rollenfach vielleicht einerseits noch zu jung, daß aber andererseits die Darstellung der Jugend, Liebe und ein gewisses Maßhalten der Schönheit mehr ihr Fach sei, als die Wiedergabe der Wildheit und thierischen Raserei.“

Nachdem ich herzlich gedankt, manch' freundliches Wort und den erwünschten Brief erhalten hatte, zog ich meines Weges, der mich am folgenden Tage wieder zu Laube führte, wo ich den Brief übergab und den Hergang der Dinge erzählte, wie ich ihn hier niedergeschrieben.

Laube ließ mich ruhig ausreden, indem er nur zuweilen die Cigarre aus dem Munde nahm und den Aschenstengel bedenklich ansah. Als ich fertig war, neigt er sich gegen mich, die neben ihm sitzt, und sagt, indem er die Blitze seines blauen, durchsichtig glänzenden Auges gerade auf mich losläßt:

„Alles falsch! Sagen Sie Grillparzer, sagen Sie es ihm von mir, daß Lady Macbeth eine der vorzüglichsten Leistungen der Wolter ist und daß ihr Feld nicht die Schönheit und das Maß, sondern Gefühl und Leidenschaft sei.“

Guter Auftrag! Ich habe natürlich niemals versucht, ihn auszurichten.

März 1867.

Büste. Deutsches und englisches Historien-Drama.

Unvermuthet erhielt ich den beifolgenden Brief:

Verehrte gnädige Frau!

Meine Hausfrauen oder vielmehr Hausfräulein haben eine Intrigue mit Herrn Weil oder Weilen gesponnen, um mein Bild von einem jungen Bildhauer anfertigen zu lassen, welcher Bildhauer oder Poussierer aber die Einsicht einer Photographie vorläufig nöthig hat. Nun besaßen zwar obgenannte Fräuleins selbst eine solche Photographie, welche sie aber höchst schmeichelhafter Weise an einen in Gföhl wohnenden Dichter Pohlhammer verschenkt haben. Meine Hausfrauen — nicht ich — bitten Sie daher, ihnen jene Photographie auf ein paar Tage zu leihen, bis der Popanz fertig ist.

Mit Verehrung

Grillparzer.

Zugleich kam Fräulein Netti Fröhlich, das gleiche Ersuchen an mich zu richten, und da ich erfuhr, daß Grillparzer etwas angegriffene Augen habe und Abends nicht lese, ging ich gegen sechs Uhr hin, wo ich den alten Herrn allein, sich die Hände reibend, in seinem

Lehnstuhl und ziemlich zufrieden über das Eintreten eines Besuchs fand. Ich dankte für den Brief, Grillparzer für die geliehene Photographie, und Letzterer fand in diesem gegenseitigen Bedürfniß sich gegenseitig zu Dank verpflichtet zu fühlen, den besten Beweis wolwollender Uebereinstimmung.

— „Menschen, die sich nicht mögen, wollen sich auch nicht zu Dank verpflichtet sein", sagte er und spöttelte zugleich scherzend über die Freundschaft der Fräulein Fröhlich, die einem jungen Freunde zu Gefallen den alten geopfert hätten, was zwar nicht schmeichelhaft, ihm aber doch im Grunde lieb wäre, weil dadurch wenigstens Ein Bildniß weniger von ihm drüben bei ihnen hinge; es käme ihm immer beschämend vor, daß seine nun schon so unästhetisch gewordene Gestalt dort an allen Ecken zu sehen sei, und er müsse sich immer gegenwärtig halten, daß er sie ja nicht dahin gestellt und aber auch gar kein Recht habe, sie von dort zu entfernen — „also in Gottes Namen!"

„Es muß den Fräulein mit Ihnen so gehen, wie mir mit meinen Kindern", sagte ich. „Ich wünschte ihre Bildnisse aus allen Zeiten zu haben, denn mit jedem verbindet sich die Erinnerung an eine andere Lebensepoche, an einen andern Zeitabschnitt."

— „Nur daß hier das Entgegengesetzte stattfindet, indem ich sie als Kinder gekannt habe und also eher ihre Bilder bei mir haben sollte."

Er sprach wieder mit Wärme und Anerkennung von den drei Fräulein, die neben ihrem Kunstsinn ein warmes Herz für alles Gute und Schöne, die tiefste Em-

pfänglichkeit für die Natur und die Gabe hätten, sich das Leben schön zu gestalten ... ob auch glücklich, das wisse er nicht, dafür habe es mehr an der rechten Gelegenheit für sie gefehlt als an ihnen, ich wüßte ja Todesfälle, die über ihr Schicksal entschieden ...

„Poetische Menschen", erwiederte ich, „müssen sich das Glück immer auf ihre eigene Weise gestalten und man irrt meistens, wenn man das selbst bereitete oder selbst veranlaßte Schicksal solcher dichterischen Naturen bedauert. Sie sind oft nicht glücklich nach allgemeinen, aber meistens nach individuellen Begriffen, und der Dichter muß vor Allen auf seine Façon selig werden."

— „Und das sehen so wenige ein, gewiß hält mich auch eine Menge wolmeinender Leute für unglücklich und denkt, wenn ich so oder so gethan hätte, wäre es besser für mich gewesen. Das ist aber nicht so, denn wenn ich nicht glücklich bin, so liegt es in meinem Temperament, in meiner Sinnesart, in meiner Natur, an der sich nichts ändern ließ. Mancher könnte ganz zufrieden gewesen sein an meiner Stelle, während ich das Leben kaum anders ansehen würde, wie es sich auch für mich gestaltet hätte. Vielleicht wenn meine Jugend nicht so unglücklich, wenn ich in der Zeit, da die Leidenschaften noch zu raschen Entschlüssen drängen, frei und unabhängiger gewesen, das Leben hätte nach meinem Sinn einrichten können, vielleicht würde das einen Einfluß auf mich geübt haben — ich weiß es nicht."

Grillparzer schwieg und sah ernst vor sich hin. Da ich ohne Unbescheidenheit das Gespräch nicht in dieser

Richtung fortführen durfte, frug ich nach einer Pause, ob er Ferdinand von Saar's Dichtungen kenne und ob ich dieselben zur Lectüre schicken könne.

Er versetzte, daß es ihm sehr angenehm sein würde, daß er schon längst das Trauerspiel „Heinrich der Vierte" habe lesen wollen, weil er von allen Seiten höre, daß ein wahrhaftes und großes dramatisches Talent sich darin ausspreche, daß er jedoch um so mehr die Wahl eines Stoffes bedaure, der einmal für die Poesie, insbesondere für die dramatische, zu spröde sei.

„Aber", frug ich, „sollten denn jene Kämpfe der Rechts- und der Staatsidee, wie sie in den Conflicten Deutschlands und Roms liegen, nicht eben so viel poetisches Mark enthalten, als die oft eben so harten Stoffe der englischen Königshistorien, und sollten die deutschen Heinriche den englischen an dramatischem Inhalt nicht gleich sein?"

— „Das will ich nicht untersuchen, darüber müßte man nicht nur Bücher lesen, sondern auch welche schreiben. Was aber gewiß ist, das ist die Verschiedenheit der Forderungen, welche ein englisches und ein deutsches Publicum stellt. Der Engländer, dem sein nationales Element über alles geht, legt einen ganz andern Maßstab an die dramatische Schöpfung, wenn sie seine Geschichte behandelt, und wofern die Charaktere als solche präcisirt und die Begebenheiten historisch sind, fragt er nicht sehr ängstlich nach dem innern Bau des Stückes. Wenn es sich um Allgemeines handelt, wird es schon anders sein. Aber ein deutsches Publicum giebt sich nicht mit dem historischen Gehalt eines dra-

matischen Werkes zufrieden, wenn es auch zehnmal auf seinem Grund und Boden spielt. Ein Stück, wie z. B. „Heinrich der Achte", wo gar kein ethischer, sondern blos ein patriotischer Hintergrund vorhanden, die Katharina von Aragonien, die Verstoßene, als eine herrliche Frau und ganz in ihrem Recht dargestellt erscheint, während die Anna Boleyn, man weiß nicht wie, dasteht, doch aber diejenige sein soll für welche das Interesse in Anspruch genommen wird — zuletzt alles in der Geburt der Elisabeth gipfelt, zu deren Tauffest die Zuschauer noch da sind — ein Stück wie dieses, der deutschen Geschichte entlehnt, würde in Deutschland niemals und nirgends zur Geltung gelangen. Noch dazu muß man bedenken, daß das Stück, als es geschrieben wurde, damals aus der Gegenwart gegriffen und zur Verherrlichung einer noch lebenden Königin bestimmt war, deren zweifelhafte Geburt dadurch vor aller Augen und Ohren zur Erörterung kam und vielleicht, ja gewiß, von den verschiedenen Parteien sehr verschieden beurtheilt wurde. Aber die historische Wahrheit geht, wie gesagt, in nationaler Beziehung dem Engländer über alles, während der Deutsche die poetische Wahrheit verlangt. Nicht ob irgend eine sonderbare Sache sich irgendwo einmal in Deutschland ereignet hat, sondern ob es glaublich, natürlich, wahrscheinlich sei, daß unter den gegebenen Verhältnissen und Charakteren die Dinge sich so begeben und nicht anders, das ist es, was bei uns in erster Reihe steht. Und deshalb und weil ich bei allerhöchster Verehrung und Anbetung Shakespeare's doch auch dieser Ansicht bin, glaube ich, daß es mit historischen Stoffen unserer

Geschichte — ich spreche nicht von der antiken Welt und von Vorstellungen, welche allgemein geläufig sind — daß es um deutsche historische Stoffe eine mißliche Sache sei."

Ich erzählte hierauf, daß ich Saar, da ich ihn kennen lernte, ihm und uns zu dieser ersten deutschen Kaisertragödie Glück wünschte und die Hoffnung aussprach, er werde eine lange Reihe solcher Bilder vor uns entrollen, worauf er sogleich antwortete, daß daran nicht zu denken sei, weil der durch die ganze deutsche Geschichte gehende Kampf zwischen Staat und Kirche in Heinrich dem Vierten und Gregor seinen Gipfel erreicht habe und daß daher jede andere Bearbeitung einer Kaiserhistorie nur eine schwächere und verwässerte Wiederholung dieses Conflictes enthalten könnte.

— „Das ist auch ganz richtig, aber eine andere Seite der deutschen Geschichte, und Sie sehen wie recht ich habe, da Saar seinen Stoff nur ausnahmsweise für gestaltungsfähig hält und jeden andern derartigen Vorwurf entschieden ablehnend, die Schwierigkeit und Mißlichkeit solcher Gegenstände sogleich einsehen gelernt hat."

„Wenn das Ihre Ueberzeugung ist", warf ich ein, „so haben Sie selbst dagegen verstoßen durch den „treuen Diener", den „Ottokar", den . . ."

— „Den Ottokar? Ich glaube im Gegentheil, daß gerade diese Stoffe für meine Ansicht sprechen, denn ein Charakter wie Ottokar und sein Zusammenstoß mit Rudolf, der Kampf einer wilden Heldennatur mit einem Repräsentanten des Rechts und Gesetzes, das ist ein Stoff, der an und für sich Werth und Interesse hat,

und hat er dieſes und iſt er hiſtoriſch — deſto beſſer, er bietet dann einen lebendigen Hintergrund, der durch nichts aufgewogen werden kann."

„Und warum erheben Sie dann Proteſt gegen das, was Sie ſelbſt hochachten?" erwiederte ich fragend. „Uns, dem Publicum, mir iſt der, ich möchte ſagen, hiſtoriſche Duft das Zaubervollſte, was ich denken kann. Wie unwahr im „Don Carlos" auch ſo manches in hiſtoriſcher Beziehung geſchildert iſt — dieſe ganze Hofluft in der Umgebung Philipp's des Zweiten, wie ganz anders weht uns das Stück an, als wenn ſich dieſe Vorgänge irgendwo außer der Geſchichte begäben, und wie köſtlich iſt jedes Körnchen, das neben der dramatiſchen auch noch hiſtoriſche Bedeutung hat."

— „Aber wie ſelten haben Stoffe dieſen zweifachen Inhalt. Ich meine, es müſſe vor allen Dingen die pſychologiſche Wahrheit vorhanden ſein, damit die hiſtoriſche Werth habe — wie dies im „Ottokar" der Fall iſt — und ich glaube, das Stück könne an und für ſich Intereſſe haben, wenn auch die Perſonen anders hießen und wenn der Kampf auch nicht zwiſchen uns bekannten Perſonen und Nationen ſtattfände. Ich hatte die allgemeine Vorſtellung einer ſtarken Heldennatur vor mir, welche zur Gewaltſamkeit ausſchreitet und mit Geſetz und Recht bricht, um eigenen, in letzter Richtung ganz ſelbſtiſchen Zwecken der Macht und Größe nachzuſtreben. Es ſchwebte mir dabei vor, was ich ſelbſt angeſehen und erlebt hatte — Napoleon, ſeine Macht und Größe, der ſchwellende Ehrgeiz, der ihn zuerſt emportrug und dann zum Falle brachte."

„Ich kann mir denken, wie solch' Selbsterlebtes zur Darstellung drängt", bemerkte ich.

— „Nicht zur Darstellung des eben vorliegenden Falles — das meine ich nicht. Ich habe im Gegentheil nie begriffen, wie man eine Sache, die man erlebt, einen Mann, den man gesehen, einen Stoff gleichsam von der Gasse herauf sich in's Zimmer nehmen und dramatisch behandeln kann. So etwas muß aus der Ferne gesehen sein, muß Perspective haben. Aber eine Idee, welche durch Erlebtes in's Leben gerufen und angeregt wird, treibt zur Gestaltung, und Ottokar ist der Träger einer solchen Idee. Der Aufbau eines großen Reiches ohne Rücksicht auf Nationalität und Humanität, blos um der Herrschaft willen; das Infragestellen alles bereits Erreichten, die allmälig überwiegende Nothwendigkeit fortgesetzter Gewaltthaten als Folge von Gewaltthaten, die entweder gebieten, immer noch weiter zu gehen, oder den Untergang drohen, wie dies schließlich bei Napoleon der Fall war; selbst die beiden Frauen, von denen er die Erste, die sein Glück begründen half und die an gebrochenem Herzen stirbt, weil er sie verstößt, um eine jüngere an sich zu ziehen — sogar diese Symptome menschlichen Ehrgeizes und Uebermuthes, welche ich an Napoleon sich entwickeln sah, haben mir bei Ottokar vorgeschwebt. Daß ich aber in der leichtsinnigen Kunigunde hätte auf Marie Louise anspielen wollen, daran hab' ich nicht einen Moment gedacht und das ist auch erst später anderen Leuten eingefallen."

„Und Sie meinen", frug ich, auf den frühern Gegenstand zurückkommend, „die deutschen Kaisergeschichten

enthielten keine Keime, die solch' einer dramatischen Entwickelung fähig wären?"

— „Nein! Versuchen Sie einmal, ob sich irgend eine einfache Wahrheit, wie z. B. in Ottokar: Hochmuth kommt vor dem Falle, auch nur in einer dieser verwickelten Begebenheiten des römisch-deutschen Reiches ausspricht. Alles geht da drunter und drüber, bald ist der Eine, der im Unrecht ist, oben, bald muß Der, auf dessen Seite das Recht und unsere Sympathie sind, sich beugen, und wie anmaßend und despotisch das Papstthum sich geberdete und wie sehr man auf der Seite Deutschlands stehen mag, diese Kaiser, namentlich dieser Heinrich — der freilich so schwer gebüßt — haben ja gewirthschaftet, daß man unmöglich Partei für sie nehmen konnte, jetzt so wenig wie damals. — Nehmen Sie nur die fortwährenden Revolutionen und Verräthereien der Söhne gegen die Väter, die Eidbrüche und Gewaltthaten, an welchen freilich die englische Geschichte noch reicher ist; der Engländer aber, welcher in diesen Darstellungen nur die Historien seines Landes oder was er dafür hält und was ihm als solche mythisch geworden ist, vorgeführt sehen will, läßt sich dadurch nicht anfechten — ein deutsches Publicum jedoch verträgt das nimmermehr! Ich bin wirklich neugierig, wie Saar das Verhältniß mit dem Sohne entwickelt, um es zur Darstellung geeignet zu machen"

„Sie werden finden", bemerkte ich, „daß er das allgemein Menschliche mit meisterhaften Strichen zu zeichnen weiß; die Scene zwischen Heinrich und Batilde ist tief ergreifend, sie weckt unsere ganze Theilnahme."

— „Gerade ſolche Scenen ſind gefährlich für die Einheit des Ganzen; darum eben ſage ich, dieſe deutſchen Kaiſerhiſtorien eignen ſich nicht zu dramatiſcher Vorführung nach unſeren deutſchen Begriffen und Forderungen. Aber ſie würden den Engländern und ihrem nationalen Geſchmack eben ſo wenig entſprechen. Wo finden Sie in der deutſchen Geſchichte ſolche entſcheidende Triumphe einer ſiegreichen Partei, wie z. B. in Richard dem Dritten, wo nach all' dem Gräuel die Heirath von Richmond und Eliſabeth den Krieg der weißen und rothen Roſe wirklich ganz beendigt und unwillkürlich an das Sprichwort „Ende gut, Alles gut“ erinnert? Hat nicht in Deutſchland, wenn eine Calamität zu Ende geführt, ein Aufſtand gedämpft war, ſogleich eine neue Erhebung ſtattgefunden, ſo daß man gar nirgends ein Plätzchen findet, auf welchem eine Tragödie zur Ruhe, zum Abſchluß kommen kann? Und ſehen Sie: weder Schiller noch Goethe, noch ſonſt einer unſerer bedeutenden Dichter hat nach dieſen Stoffen gegriffen. Und wie nahe lagen dieſe ſächſiſchen Kaiſer jenen Poeten, welche in ſächſiſchen Ländern Freundſchaft, Liebe und Vaterland, an ſächſiſchen Fürſtenhöfen eine Stätte ihres Wirkens fanden! Aber jeder — und auch Schiller, der mit harten und ſchwierigen Stoffen umzugehen verſtand — hat das herausgefühlt. Ich ſage jedoch damit gar nicht, daß es unmöglich ſei, dieſe Vorwürfe zu benutzen und zu bewältigen, wie es ja Saar gelungen ſein ſoll?“

Ich bat, den Dichter zugleich mit ſeiner Dichtung hier einführen zu dürfen, was freundlich gewährt wurde und bald darauf zur Ausführung kam.

Herbst 1867.

Kaiser Maximilian. Erzherzogin Sophie. Das Trauerspiel in Mexiko. Moderne Dramen und Schauspieler Lewinsky.

Von der Reise heimgekehrt, besuchte ich Grillparzer. Er frug, wo wir gewesen und ich erzählte vom Rhein, von Holland, vom Kloster Maria Laach, von Leuten und Orten, die wir gesehen — allein er schenkte diesen Dingen nicht die gewohnte Aufmerksamkeit. Seine Stimmung war eine gedrückte und erst da ich daran erinnerte, daß heute der 6. October, der Todestag Latours (1848) war, erwachte seine Theilnahme. Die schweren Unglücksfälle, welche das Kaiserhaus betroffen, der schreckliche Tod der lieblichen Erzherzogin Mathilde (6. Juni), das furchtbar tragische Ende (19. Juni) des Erzherzog Max als Kaiser von Mexiko hatten ihn tief ergriffen. Man konnte sehen, wie die Liebe zum Kaiserhause bei ihm aus dem Herzen, nicht aus der Phantasie kam, weil sie den Verstand nicht umflorte, das Urtheil nicht abschwächte, und wie er ungeachtet mancher scharfen und epigrammatischen Aeußerungen mit der Treue angeborner Loyalität an der Person seines Kaisers hing, zu der angestammten Herrscherfamilie hielt und sich mit ihr freute, mit ihr trauerte.

Da ein Zufall wenige Stunden eh' die Erzherzogin Sophie den Tod ihres Sohnes erfuhr, mich zu der hohen Frau geführt hatte, ließ Grillparzer sich genau berichten, wie ich Alles gefunden. Von der Portraitbüste des Kaisers Maximilian, welche von grünen Blattpflanzen umgeben vor dem ersten Spiegelpfeiler im Eck-Salon in Schönbrunn stand, und vor welchem die Erzherzogin in Betrachtung verblieben war, da sie mich entließ, bis zur Einrichtung, den Bildern und Albums mußte ich alles beschreiben, und die wärmste Pietät sprach sich in seinen Worten und Fragen aus. Ganz besonders ergriff ihn der Umstand, daß die hohe Frau wenige Stunden eh' sie die Schreckenskunde vom Tode des Sohnes erfuhr — wie sie gegen mich äußerte — ihn noch gerettet, auf einem Schiff geborgen wähnte, und daß also der furchtbare Schlag sie ganz unvorbereitet traf. Er bedauerte, daß der Charakter des Kaisers von Mexiko nicht stark genug gewesen, um seiner Phantasie das Gleichgewicht zu halten, ließ aber den Talenten und Fähigkeiten des unglücklichen Monarchen volle Gerechtigkeit widerfahren.

— „Wie viel gehört dazu für einen Prinzen", sagte er „um so gescheit zu werden wie ein gewöhnlicher gescheiter Mensch. Er muß nicht nur bedeutenden Verstand, sondern auch Muth und Energie haben das Netz von Täuschungen zu durchreißen, mit welchem er von Kindheit an umstrickt ist, innerhalb dessen ihn unbedingte Ehrfurcht umgiebt und die Vorstellung seiner Vorzüglichkeit vor Andern ihm zur Gewohnheit wird. Das Heraustreten aus diesem Kreis ist aber um so schwieri-

ger, als vielerlei Unannehmlichkeiten ja Demüthigungen damit verbunden sind, denen er sich freiwillig und bloß aus Liebe zur Wahrheit aussetzen muß. Darum wiederhole ich, ein gescheiter Prinz muß einem gleich gescheiten gewöhnlichen Menschen an Verstand und Willenskraft weit überlegen sein. . . . Ich bedaure vor Allen die Erzherzogin Sophie, die eine edle und hoch gesinnte Frau ist, wenig Glück in ihrem Leben gehabt und nun so schwer vom Unglück getroffen wird. Als eine junge schöne Prinzessin kam sie hierher an den traurigen und langweiligen Hof des Kaisers Franz, wo sie allem Anschein nach bestimmt schien, dereinst die erste Person zu werden. Man zweifelte damals, wenigstens im Publicum, an der Thronfolge des kränklichen, zu jener Zeit noch unverheirateten Kronprinzen Ferdinand. Sie war eine lebensfrohe Frau, denn am bairischen Hofe lebte man heiter; religiöse Engherzigkeit kannte man dort nicht. Ein Dritttheil des Volkes war protestantisch, die weiblichen Mitglieder der Königsfamilie waren es großentheils auch. Hier war sie allein und so schloß sie sich an die Kaiserin Karolina Augusta, die, auch eine bairische Königstochter und ihre viel ältere Schwester, eine treffliche Prinzessin, in frühern Zeiten aber sehr unglücklich war, und sich einer streng religiösen Richtung hingab. Sie zog die junge Erzherzogin auf dieselbe Bahn und diese fügte sich mit Resignation ihrem stillen Loose, denn es vergingen fünf bis sechs Jahre, eh' sie Kinder hatte, und Erheiterung und Unterhaltung gab es bei Hof wenig oder keine."

Ich meinte, daß die ultrakirchliche Richtung erst aus

späterer Zeit stamme, da die hochbegabte Frau mit dem Jugendglück zugleich auch auf Anderes verzichten mußte.

— „Sie ist mit ihrer Natur immer in Widerstreit mit den Verhältnissen gekommen; damals, als sie ihren Frohsinn, ihre Energie und Lebhaftigkeit in sich verschließen, bekämpfen mußte und sich damit der Religion zuwandte, — jetzt, wo sie mit dieser zu weit gehenden Frömmigkeit an der andern Seite anstößt und verkannt wird."

Ich betonte, daß sie wirklich verkannt werde, da man im Publicum gar nicht ahne, welche Opfer die hohe Frau bringe; wie ich z. B. zufällig wisse, daß zur Zeit da allgemeine Ersparnisse im Hofhaushalt eingeleitet und damit die sämmtlichen Apanagen der Mitglieder des Kaiserhauses beschränkt wurden, sie sich entschieden weigerte Gnadengehalte und Pensionen, auf welche sie ja ihre ganzen Einkünfte verwendete, einzuziehen und daß sie selbst lieber ihre Bedürfnisse einschränkte, eh' sie litt, daß arme Leute das ihnen zugesagte Almosen verlieren sollten.

— „Das sieht ihr ganz ähnlich, und das glaub' ich auch, denn sie ist nicht nur von Natur eine Prinzessin, sondern sie ist es auch im Bewußtsein und ihre Religiosität damit im Zusammenhange. Durch die ganze Art ihres Schicksales und dadurch, daß ihre Wünsche und Hoffnungen sich im Leben nicht erfüllten, hatte sie einen wunden Fleck am Herzen und für diesen suchte und fand sie Balsam in der Religion. Ich war niemals ein Gegner der Religion, niemals ein Atheist — im Gegentheil — aber daß durch ultramontane Ueber-

griffe in unsere verworrenen, ökonomisch und national zerrissenen Zustände auch die religiöse Spaltung — die man ja unter Kaiser Franz gar nicht kannte — herein kam, muß jeden, der es gut meint, betrüben."

Grillparzer sprach noch über die schlimmen Verhältnisse, kam wieder auf den Tod der Erzherzogin Mathilde und die begleitenden Umstände und frug, wie ich zur persönlichen Bekanntschaft der Erzherzogin Sophie gekommen sei.

Ich erzählte, wie ich eines durch die politischen Verhältnisse des Jahres 1848 in's Unglück gekommenen sehr verehrten Verwandten wegen in seinen Angelegenheiten und auf seinen Wunsch damals eine Audienz bei der Mutter des Kaisers erbeten, wie sie mich gütig aufgenommen habe, mir fast vertrauensvoll begegnet sei.

— „Ja, so ist sie, so ist sie. Welch' einen Stich in's Herz mußte es dieser Frau versetzen, die das Bewußtsein ihrer Würde nie verließ und die sich daher auch im Jahr 1848 nichts vergeben hat, als ihr Sohn aus den Händen Napoleon's des Dritten eine Krone annehmen mochte. — Ein Schritt, der so unverzeihlich ist, daß Einem die Folgen fast wie die Hand der strafenden Nemesis erscheinen."

„Die aber den Urheber Napoleon verschonte", sagte ich.

— „Wir werden es vielleicht nicht erleben, ich gewiß nicht, aber eine Katastrophe kann dort nicht ausbleiben."

Das Gespräch kam auf den Inhalt des Trauerspiels in Mexiko, wie derselbe einst dramatisch verwerthet werden würde und wandte sich modernen Dramen, namentlich den Werken Otto Ludwig's zu. Ich erzählte davon

und meinte, es werde Einem in den „Makkabäern" doch durch die wiederholten Abschiedsscenen der Mutter, die ihre Söhne in den Flammentod sendet, fast zu viel zugemuthet. Das Geprassel und Züngeln der Flammen, die diese blühenden Leiber verzehren, hatten mich über alles Maß erschüttert Ich meinte beinah' den Geruch der brennenden Fleischmassen in dem überfüllten und heißen Burgtheater zu verspüren und hätte ich mich nicht vor meiner Mutter geschämt und gefürchtet, durch mein Aufbrechen ihren Genuß zu stören, ich wäre ungeachtet meiner Theaterliebe fort gegangen.

Grillparzer neckte mich über meine Empfindsamkeit, sprach vom „Erbförster" und von der vollendeten Darstellung dieser Gestalt durch Anschütz, wovon er gehört und von welcher ich manches erzählen konnte. Zuletzt sagte ich, es sei mir eben so leicht denkbar, daß ein anderer Mensch als Anschütz wieder auf die Welt käme, als daß dieser Erbförster durch einen andern in seiner wahrhaftigen Gestalt jemals wieder über die Bretter ginge.

— „Das ist auch die ganz richtige Vorstellung — gerade so geht es mir mit den großen Meistern, die ich in meiner Jugend sah und die mir ihre Nachfolger nicht zu ersetzen vermochten. Auch ich konnte mir diese Rollen nicht von Andern vorgestellt denken und das ist einer der Gründe, weshalb ich nicht mehr in's Theater ging. Jetzt ist es meine Schwerhörigkeit; ich habe jedoch schon früher aufgehört das Theater zu besuchen eh' ich noch mit meiner Taubheit geschlagen war, obschon mir meine Fräuleins damals oft zugeredet haben, mit einer wahren

Obstination zu meinem Besten. Aber die Schauspieler, die ich gesehen, kommen nicht wieder. Und jetzt soll es noch übler sein. Die tragische Kunst hört auf wie so vieles."

„Was Sie da sagen", fiel ich ein, „hat mir auch so geschienen, aber Laube hat immer dagegen gesprochen und gescholten. Er sagt, diese Ansicht beruhe großentheils auf Illusionen, die wir aus der Jugend mitbrächten. Jungen Leuten, die zuerst in's Theater kämen, machte natürlich alles einen größern Eindruck als vieljährigen Theaterbesuchern und wenn diese die Götter und Göttinnen ihrer Jugend einmal wieder sähen, wunderten sie sich immer, wie die Leute „zurückgegangen" seien, während vielmehr sie selbst einen andern Maßstab anzulegen sich gewöhnt hätten. Er — Laube — behauptet diese Selbsttäuschung seit lange zu kennen; denn schon in seiner Jugend hätten die Greise für die Künstler und Künstlerinnen ihrer Zeit geschwärmt, gerade so wie wir's jetzt machten. Aber sehr viele von diesen alten Leuten würden auch finden, daß die Mädchen überhaupt damals hübscher gewesen, daß sie anmuthiger getanzt hätten, was alles seinen Grund nicht darin habe, daß die Leute besser spielten oder die Mädchen damals hübscher gewesen seien, sondern darin, daß wir eben nicht mehr so jung und eindrucksfähig wären. Solch' eine klägliche Besetzung der Nebenrollen selbst auf den großen Bühnen, solch' armseliges Spiel wie damals an den Theatern der Städte zweiten Ranges an der Tagesordnung gewesen — ein Spiel, das das Publicum jener Zeit gleichwol mit warmer Begeisterung begleitete — käme jetzt gar nicht mehr vor, würde als unleidlich gelten.

Große und geniale Schauspieler seien immer selten gewesen, seien es auch jetzt; die Zahl der guten habe sich jedoch sehr vermehrt.

— „Ich habe", sagte Grillparzer, „in den letzten Decennien zu wenig gesehen und erfahren, um über Blüthe oder Decadenz der tragischen Kunst zu urtheilen; indem ich mich aber an die Künstler meiner Zeit: Brockmann, Weidman, Koch, Roose, Korn, an die Frau des Letztern, die Schröder, die Müller, die Jaquez, die Adamberger erinnere, glaube ich wol zu Denen zu gehören denen die Mimen der Vergangenheit als Muster vorschweben. Dafür stimme ich, was die größere Anzahl der guten Schauspieler anlangt, ganz mit Laube überein."

Ich erwiederte, daß ich mir in dieser Sache kein Urtheil mehr zutraute, weil auch mir die Künstler, die ich in meiner Jugend sah: Laroche, Anschütz, Löwe, als in der Gegenwart unerreicht daständen, während mir Laube's Ansicht doch einleuchte. Wenn die tragische Kunst wirklich von Generation zu Generation so herab gekommen wäre, wie es uns scheint, so müßte sie ja längst zu Grunde gegangen sein. Ich scheute mich aber, da ich unsicher geworden, über solche Dinge zu sprechen und seit einmal ein Sachverständiger in meiner Gegenwart einem jungen Kaufmann, der sich etwas vorlaut über tragische Kunst aussprach zugerufen: „Das verstehen Sie nicht", schwieg ich bescheiden stille. Ich wollte lieber für ein schweigendes Gänschen gelten, als mich als Frau solcher Zurechtweisung aussetzen.

— „O, darin bin ich auch ganz eine Dame", rief

Grillparzer, „ich will auch lieber für einen Esel gehalten, als wie ein Esel behandelt werden."

„Wenn ich ein Mann und der Hochachtung der Anderen so sicher wäre wie Sie", erwiederte ich, „so würde ich mir aus der Begegnung nicht viel machen."

— „Der Esel kriegt Schläge mit oder ohne Hochachtung. Man gewinnt und verliert nichts durch die äußere Begegnung, aber man darf sich seiner selbst und der Andern wegen nicht zu nahe treten lassen. Das befiehlt schon die Selbstachtung und an seinem eigenen Urtheile zweifelt man ja doch nicht. Kann sein, daß nur ich solch' einen alten stützigen Kopf habe, aber da kann ich niemandem eine höhere Instanz einräumen, als ich mir selber bin."

„Bis Sie aber dahin kamen", bemerkte ich, „werden Sie mancherlei Wandlung erfahren, fremder Einsicht manche Concession gemacht haben. Verzeihen Sie, wenn ich das so offen ausspreche, aber was die Natur auch für einen ihrer Lieblinge gethan, die Reife des Urtheils, die Klugheit des Lebens wird nur durch das Schleifrad fremder Berührungen gewonnen und selbst Sie sind, was Sie sind, nicht ohne die Anderen geworden."

— „Wenn ich nur selbst genau wüßte, was ich geworden, wo ich stehe, welchen erhabenen Standpunkt ich einnehme. Ich muß doch den anderen Leuten ganz anders vorkommen als mir selbst und das ist eigentlich ein Trost für mich"

„Mich dünkt", versetzte ich, „Sie gehören „trotz Alledem und Alledem" zu den Menschen, die sich erst fühlen,

wenn ihnen zu nah' getreten wird. Wäre die Welt gerechter gegen Sie gewesen, Sie würden möglicherweise noch ungerechter gegen sich selbst sein."

— „Kann sein, aber glauben Sie mir, es thut immer mehr weh, wenn die Anderen ungerecht gegen Einen sind, als wenn man es gegen sich ist. Man ist doch nie so gar hart gegen sich selbst, schon weil man für sich den Maßstab seiner Zeit mitbringt, während die Jüngern immer den eigenen an das Fremde legen."

„O", rief ich, „das ist genau dasselbe, was Laube über die Schauspieler sagt, die ja Individuen sind, die nie wiederkehren wie wir selbst und für die wir also nur den wechselnden Maßstab unserer eigenen Entwickelung haben. Schließlich werden meine Kinder auch einmal das Dahinsterben der Künstler *ihrer* Zeit beklagen, und wenn sie dann sagen, daß ein Schauspieler wie *Lewinsky* nicht wieder kommt, werden sie recht haben."

— „Es ist merkwürdig, dieser Künstler hat fast keine Gegner und die gegen ihn sprechen, erzählen immer nur, wie er jetzt in Das oder Jenes verfalle. Das geht aber schon Jahre so fort und mit seiner Vortrefflichkeit bleibt's beim Alten, es muß also mit diesem „Verfallen" nicht recht ernst sein.

Winter 1867 bis Frühjahr 1868.

Weihnachten. Bücher. Hebbel. Abstimmung im Herrenhause über das Concordat.

Weihnachten 1867 brachte mir eine große Ueberraschung. Als der Christbaum verlöscht war und alle Gaben ihren Herrn gefunden hatten, zeigte sich eine mit dunklem Damast behangene Staffelei, hinter deren Hüllen des Dichters zwar noch unvollendetes aber wolgetroffenes Bild zum Vorschein kam. Er hatte einer uns nah' stehenden Dilettantin dazu gesessen, schon viele Sitzungen gegeben, noch welche zugesagt und Danksagungen für Weihnachtsüberraschungen flogen hin und her. So erhielt ich denn auch den beifolgenden Brief vom Originale des Bildes.

Verehrte gnädige Frau!

Eben hatte ich die Feder in die Hand genommen, um Ihnen für den Christbaum, mit dem Sie meine zweite Kindheit auch heuer erfreuten, zu danken, als ich Ihren Brief erhielt.

Ich legte die Feder weg. Also nicht ich war Ihnen zu Dank verpflichtet, sondern Sie mir; dafür, daß ich daß Opfer brachte, ein paar Stunden in meinem gewöhnlichen Lehnstuhle, meiner schmutzigen

Hausjacke der liebenswürdigen E. gegenüber zu sitzen und mich abconterfeien zu lassen.

Ich nehme es an! Wechselseitiger Dank, also kein Dank . . . Wir sind quitt.

Nur eine Person Ihrer Familie schließt sich von dieser Abrechnung aus. Das ist die gute Dora, die von mir nie etwas Gutes erfahren hat, und die mich doch mit prächtigen Blattmerkzeichen beschenkte, welche auch sogleich meinem Lope de Vega als Guadeloupe-orden umgehängt worden sind. Auf dieses jugendliche Haupt lege ich daher das ganze Gewicht meines Dankes.

Mit größter Verehrung

26. December 1867. Grillparzer.

Ich kann nicht über diese Zeilen hinweg gehen, ohne einer für Grillparzer charakteristischen Gewohnheit zu gedenken: es drängte ihn zu allem, was ihm angehörte, geringschätzende Beiworte zu setzen und er konnte nie von seiner Person, oder seinem Eigenthum sprechen, ohne sich der Adjectiva: dumm, ungeschickt, armselig zu bedienen. So vermochte er auch nicht des grauen Gehrockes, den er zu Hause zu tragen pflegte, Erwähnung zu thun, ohne ihm das Prädicat „schmutzige Hausjacke“ beizulegen.

Als ich bei meinem nächsten Erscheinen (zu seinem Geburtstage) darüber scherzte, erwiederte er heiter, es geschehe zur Abwehr, damit es Andere nicht sagten. Ich traf an diesem Tage Betty Paoli als Gratulantin und eben im Begriffe fortzugehen. Der Dichter entließ sie mit lebhafter Freundlichkeit, die rücksichtsvolle Auf-

merksamkeit ihres Begegnens dankbar anerkennend, und da ich von dem tiefen Ernst ihres Wesens und Denkens sprach, erwiederte er:

— „In ihrem eigenen Interesse sollte man sogar wünschen, daß dies weniger der Fall wäre. Mit einem heiterern Charakter, einer weniger ernsten Lebensanschauung würde sie weit glücklicher sein.“

„Sprechen Sie von Betty Paoli oder von Franz Grillparzer?“ frug ich.

Einen Augenblick sah er mich befremdet an.

— „Sie mögen recht haben“, lachte er, „nur Schade, daß man ist, wie man ist und sich's nicht geben kann.“ Er erörterte darauf die Ursachen und Anlässe seiner Verstimmungen, allerlei Versuche, die gemacht wurden, ihm dieselben fern zu halten &c.

Als ich meinen nächsten Besuch abstattete, war die „Bill“ über Aufhebung des Concordates im Herrnhause zur Abstimmung gelangt. Grillparzer war zu den entscheidenden Sitzungen des Herrenhauses aus seiner Abgeschiedenheit hervor getreten, und das Aufsehen, das seine Erscheinung in der Versammlung unserer Peers gemacht hatte, trug wesentlich bei, das Interesse für die Sache bei einem gewissen Theil des Publicums zu erhöhen. Der wichtige Staatsact wurde mit der Person des für denselben gleichsam auferstandenen, lebendig begrabenen Dichters in Verbindung gebracht und das Resultat dieser Abstimmung immer mit Nennung seines gefeierten Namens begleitet.

In dieser Zeit war auch das zu Weihnachten begonnene Bild fertig geworden, das zu Aller Freude in

unserem Wohnzimmer prangte. Es drängte mich, nicht nur den warmen Dank für die ausdauernde Güte auszusprechen, mit welcher der Greis zahllose Sitzungen für das Bild gegeben hatte, sondern mich auch persönlich um sein Befinden nach der Anstrengung im Herrenhause zu erkundigen.

Er legte, da ich eintrat, einen Band seines Shakespeare zur Seite, der, als ich heran kam, beinah' zu Boden gefallen wäre. Ich scherzte über die tadellose Wolerhaltenheit des im Geschmack einer nüchternen vergangenen Zeit gebundenen Buches.

— „Das kommt daher", sagte Grillparzer lächelnd, „daß ich ein alter Egoist bin, der niemandem seine Bücher mehr leiht. Nicht nur, daß man immer Gefahr läuft sie gar nicht mehr wieder zu bekommen, riskirt man auch noch sie beschmutzt und zerrissen zurück zu erhalten, was fast noch schlimmer ist."

Ich meinte für mich wäre das etwas anderes; daß meine Freunde und Verwandten mir gehörige Bücher läsen, das seien die Interessen des darauf liegenden Kapitales. Ich verlangte aber weniger Kapital als immer nur hinreichend flüssige Interessen.

— „Und ich verlange wieder nur mein Kapital in Sicherheit zu wissen, damit ich gewiß bin es zu haben, wenn ich es brauche; dabei seh' ich aber zugleich, wie viel besser Sie sind als ich, da Sie Ihr Kapital in Gefahr bringen für Andere —"

„Oder wie viel weniger ordentlich und sorgsam ich mit meinen Büchern umgehe als Sie", fiel ich ein.

— „Oder wie viel mehr Vertrauen Sie in die Honnettetät und Rücksichtsnahme der Andern setzen; und diese Anschauung ist wol für Sie als Frau eine richtige. Mir hat einmal Jemand ein Buch zurück gebracht, das so schrecklich aussah und so nach altem Tabak und schlechter Luft roch, daß ich es unmöglich hätte in meinen Bücherkasten zurückstellen können, und ich es dem Ausleiher lieber schenkte. Das ist aber eine fatale Sache, wenn ein solches Buch gerade ein Band aus einem ganzen Werke ist."

„Wie das, was Sie da eben vor sich haben", bemerkte ich.

— „Ich habe den „Othello" zur Hand genommen und lese dies Stück vielleicht zum dreißigsten Mal, und immer wieder entdecke ich neue Schönheiten. Diesmal ist es Desdemona's gar so lieblich reine und einfache Weise, diese Unschuld, die vor den Blicken des Verdorbenen oder Mißtrauischen sich wie Schuld ausnimmt und doch der Ausdruck der unbefangensten Natur ist. Es ist ein rechter Beweis, wie diese unveränderlich dieselbe geblieben ist und bleibt, ungeachtet des Wechsels der Dinge und der fortschreitenden Cultur. Ich wüßte nicht wie heute ein Dichter die edle und wohl bewahrte Tochter eines vornehmen Mannes — wie richtig ist das wieder gedacht, daß sie keine Mutter hat! — welche von der Leidenschaft überrascht wird, anders schildern sollte als diese Desdemona. Darum, wie gesagt, die Natur bleibt sich gleich."

Grillparzer erwähnte hierbei der Dilettantin, die jüngst sein Bildniß vollendet, und welche gerade solch'

ein Wesen sei, wie man es sich in der Verklärung einer vergangenen Zeit denken könne.

„Das stimmt", erwiederte ich, „in gewisser Weise mit dem überein, was Hebbel einmal von derselben jungen Person sagte, da sie nach langer Krankheit genas und er seine Freude darüber äußerte." —

— „Und was sagte er, der grimme Freund?"

„Sie sei ihm", „meinte er hier die Repräsentantin eines bestimmten Typus, indem er in Wien viele junge Damen, aber nur ein einziges deutsches Mädchen kenne — das sei sie. Ich muß hinzusetzen, daß seine Tochter damals noch ein Kind war."

— „Das ist recht hübsch gesagt und ich weiß sehr gut, was Hebbel meinte mit seinem deutschen Mädchen, aber ich mache keinen solchen Unterschied, und jedes Mädchen, das durch sein reines unbefangenes Wesen, durch seine Herzensunschuld eine gewisse ehrerbietige Achtung einflößt, ist für mich eine Dame, wenn sie auch ein Bauernmädchen wäre. Uebrigens hat mich Hebbel vor vielen Jahren und als junger Dichter besucht, sich als ein artiger Mann gezeigt, mir jedoch ganz den Eindruck eines Norddeutschen gemacht, so daß ich mir sehr gut vorstellen kann, daß immer ein bestimmt nationaler Zug in seinen Vorstellungen gewaltet haben mag, während ich im Gegentheil allezeit bloß die humane Seite im Auge habe und nur die ausgesprochenste Stammeseigenheit mich dahin bringt, mich an die Nationalität der Leute zu erinnern."

Grillparzer frug, ob ich Hebbel gekannt; da ich dies bejahte, kamen allerlei kleine Züge des bedeutenden

Mannes zur Sprache, die er theils kannte, theils sich gern erzählen ließ.

Wir waren ihm mit seiner Familie einst in Schönbrunn begegnet, wo er, eine Semmel in der Tasche, zu seinem Liebling, der Fischotter, voraneilte. Obschon eine große Menge Leute in der Menagerie war, befand sich doch niemand beim Wasserbehälter dieses Thieres, das sich in das innerste Gemach zurückgezogen hatte und unsichtbar blieb.

„Unvernünftiges Thier", rief ich scherzend, „wenn Du das Publicum zu unterscheiden wüßtest, so kämst Du jetzt hervor."

„Kluges Thier", rief Hebbel dagegen, „Du bist satt und darum kümmerst Du Dich um kein Publicum."

„Ein andermal entbrannte er in hochlodernden Zorn, weil eine meiner Freundinnen, selbst eine hochbegabte Dichterin, einen Schriftsteller, den er (Hebbel) nicht achtete, „Dichter" nannte. — „Solche Menschen", rief er heftig, „gelten als Dichter, weil die Leute wie alberne Kinder, die am Meeresufer Muscheln sammeln, jede Schale für ein noch nie dagewesenes Einziges, das nur sie gefunden, ansehen und sich nicht darum kümmern, daß ganze Berge solch' elenden Zeuges hinter ihnen aufgehäuft daliegen und daß sie sich nur umsehen dürften, um zu wissen, daß Das, was sie in den Händen halten, bewundern und für etwas Besonderes halten, armseliger, hundert Mal dagewesener Plunder sei." Hierauf empfahl er sich und verließ sehr aufgeregt das Zimmer. Am andern Tage aber traf ich, noch verlegen über diese Scene, Hebbel bei unseren Freunden und war nicht

wenig überrascht, als er mich sehr freundlich begrüßte und des peinlichen Vorganges mit harmlosester Naive-tät gedachte. Eine Mischung idealer Anschauungen mit ganz realistischen Auffassungen lag in der Tiefe seiner Natur, gab allen seinen Aeußerungen ein eigenes Gepräge, wie denn auch seine Krankheit und sein Tod eben so absonderlich waren wie seine ganze Erscheinung, was nun alles, nach seinem Dahinscheiden in bester Manneskraft, im innigsten Zusammenhange zu stehen schien. Denn die Ursache seines unerwartet frühen Todes — Erweichung der Knochen nannten es die Aerzte — soll eine höchst seltene, ja bei Männern dieses Alters fast unerhörte Krankheit sein, und diese mußte wol auf eben so seltenen und abnormen Anlagen einer körperlichen Organisation beruhen, welche wiederum in gleicher Weise die geistigen Dispositionen beeinflußte, die sich in den scharfkantigen Eigenthümlichkeiten des genialen Menschen aussprachen. Die blauen Kinderaugen, das dünne flachsblonde Haar und der nordisch helle Teint standen in grellem Gegensatz mit den ernsten Zügen, dem dichten Vollbart und der hohen glänzenden Denkerstirn mit ihren zuweilen stark hervortretenden Adern. Ganz abgesehen von seinem Dichtergenius und dem Nimbus, welcher ihn als solchen umgab, wird er jedem, der ihm im Leben begegnete, unvergeßlich bleiben, denn er war individuell vom Wirbel bis zur Sohle und bei allem, was er that und sagte, ganz er selbst. Nur in der Art, wie er vorlas hatte er eine Aehnlichkeit mit einem Andern, nämlich mit Laube."

Grillparzer bemerkte, daß dies wohl die einzige

Aehnlichkeit sein dürfte, welche zwischen diesen beiden bedeutenden, aber ihrer Natur nach grundverschiedenen Männern bestanden habe. Das Gespräch kam auf den neuen Gebrauch dramatische Arbeiten mit Vorreden zu versehen und auf die eigenthümlichen Aeußerungen, welche in den Einleitungen Hebbel's unterliefen, ja wie er bei der leisesten kritischen Berührung sogleich auf's Aeußerste gereizt, nach einem Stock oder einer Keule gegriffen habe, um seinen Gegner durchzuprügeln oder niederzuschlagen.

— „In manchen seiner Stücke, in denen sich meisterhafte Stellen, Zeichen eines wahren Genius finden", fuhr Grillparzer fort, „merkt man das sogar durch. Uebrigens mißfiel mir immer die Wahl seiner Stoffe. Er erfreute sich an dem Verzerrten, an den Schattenseiten des Lebens, und die Verwickelung, nicht die Lösung war sein Element. Bei aller Großartigkeit und Kraft seiner Darstellung hat es ihm doch an dem Ideal wahrer Anmuth und Schönheit gefehlt, ohne daß er sich eines solchen Mangels bewußt zu werden vermochte. Darum begriff er auch nicht, was die Kritik an ihm auszusetzen hatte, sie erschien ihm als hämische Bosheit, die er nicht dulden wollte; und so empfand er Das, was ihm mangelte und was ihm in den Werken Anderer begegnete, nicht als schönes Maß, sondern als Beschränkung."

Ich gedachte hier seines geistsprühenden Wesens und daß es Denen, die mit ihm verkehrten, fast unbegreiflich war, wie er die leiseste Hindeutung auf eine Grenzlinie des Schönen, selbst die einfache Bemerkung, daß Dieses und Jenes in den Werken Anderer unschicklich oder ver-

letzend sei, apprehendirte, nicht wie der Bucklige der sich seiner Mißgestalt bewußt ist, sondern wie der Neger welcher seine schwarze Gesichtsfarbe für die richtige ansieht und sich durch das Schönheitsideal weißer Hautfarbe als durch eine ungerechte und willkürliche Annahme beleidigt fühlt.

— „Und die weißen Menschen, die uns einfach, normal, natürlich und schön organisirt erscheinen, unter denen wir unsere Gestalten suchen und finden", fuhr Grillparzer fort, „waren ihm zu wenig wulstig, zu blaß, zu farblos. Aber dennoch war er ein wahrer Dichter, ein genialer Mensch und jedenfalls einer von Denen, die nicht bloß wollten, sondern mußten und nicht anders konnten."

Ich ergriff, da dies Gespräch ausgeklungen, den Moment, um für die Sitzungen zu dem Bilde mündlich zu danken, allein Grillparzer schnitt mir sogleich das Wort ab.

— „Wenn Sie das ein Opfer nennen, daß ich im Hausrock mit meiner Morgencravate zuweilen eine Stunde einem jungen Mädchen gegenübersaß, das mit seinen freundlichsten Blicken in mein altes runzliches Gesicht sah und mich auf's Angenehmste unterhielt, so werden Sie niemanden finden, der ein solches Opfer nicht bringen würde. Darum bitte ich Sie, sprechen wir nicht mehr davon. Es ist mir schon zu viel für das gedankt worden, was mir ein wirkliches Vergnügen war, und ich wünschte, man könnte sich die Menschen öfter mit so wenigem verpflichten."

Ich erwiederte, daß wenn es mir nicht gestattet

wäre, darüber ein Wort zu sagen, so würde mir vielleicht auch ein anderer Gegenstand, von dem ich sprechen wollte — nämlich das Erscheinen im Herrenhause — verboten werden.

— „O nein, davon sprechen Sie nur. Die Leute haben so viel Wesens daraus gemacht, während ich bei der Abstimmung immer nur die Angst hatte, es könnte einem von den Gegnern einfallen zu sagen, der alte Taube wisse gar nicht, um was es sich hier handle und solle daher auch nicht mitstimmen. Mir wäre es darum auch gar nicht eingefallen in das Herrenhaus zu gehen; allein Graf Auersperg — Anastasius Grün — dem wegen der Majorität bange war, kam mich bearbeiten und hat mich um elf Uhr abgeholt, wo es bis fünf Uhr aushalten hieß, und mir mein armer Kopf ganz weich wurde von der Anstrengung; denn ich suchte doch mich durch meine Nachbarn ungefähr im Laufe der Dinge halten zu lassen. Nun, Gott sei Dank, es ist vorüber und wäre ohne mich auch so vorüber gegangen."

Ich wandte ein, daß man das nicht wissen könne, nicht im Allgemeinen, noch weniger in diesem besondern Falle, wo selbst die Leute, in denen ein warmes Herz für das alte Oesterreich schlägt, leicht im Zweifel sein konnten wohin sie sich wenden sollten, und die nun durch das Erscheinen des anerkannten Patrioten wußten, an was sie sich zu halten hätten. Aber außer dieser Repräsentation im Hause habe dies bestimmte Eintreten gegen die Concordatspartei gewaltig auf die Menge gewirkt, und die von ihr dargebrachten Huldigungen

seien der allgemeine Ausdruck eines warm empfundenen Dankes gewesen.

— „Ich habe die Menschen nicht so bedürftig gefunden sich dankbar zu zeigen als, wie es scheint, Sie. Es mag auch mein Fehler sein. Unerklärlich aber bleibt mir, daß man einen alten zurückgezogenen Einsiedler, der nichts begehrt als Ruhe, mit Freuden- und Beifallsbezeugungen überrascht und im Schlafe stört. Auch weiß ich nicht, wie sie nur meine Wohnung erfahren haben — aber bis in die Nacht hat der Lärm vor dem Hause nicht aufgehört, als hätte ich allein die ganze Sache gemacht, mit der ich von ganzem Herzen einverstanden bin, aber zu der ich nichts, nicht einmal einen Gedanken beigesteuert habe."

„Wie können Sie das wissen!" erwiederte ich, „wer weiß das überhaupt, welchen Einfluß er übt durch ein Wort, eine beistimmende Geberde, und dazu bedarf es gar nicht der Bedeutung, die Sie haben! Aber sei es wie es wolle; das werden Sie mir zugeben, daß wenn Sie sich geweigert hätten Partei zu nehmen, den Gegnern damit eine große Waffe in die Hände gegeben gewesen wäre. Man dankt Ihnen also für Ihre Parteinahme, und diesen Dank müssen Sie hinnehmen."

— „Man dankt mir", sagte Grillparzer lächelnd, „weil man mir jetzt wol will, weil man mir danken will, weil ich wieder in die Mode gekommen bin. Zur Zeit, da meine Stücke vom Burgtheater verschwunden waren und die Leute nicht wußten, ob ich noch lebte oder nicht, da hätte ich können in's Herrenhaus kommen und wie Aristides gegen mich selbst stimmen aus lauter

Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe, es wäre gar nicht bemerkt worden. Jetzt kommen sie in der Nacht unter mein Fenster wie zu einer Sängerin oder Tänzerin und wollen, ich soll da hoch oben im vierten Stock in der Nachtluft und Finsterniß meinen alten Kopf zum Fenster hinaus halten. Und am andern Morgen erzählen die Zeitungen oder eine Zeitung, ich weiß nicht mehr welche, ich wäre wirklich am Fenster erschienen und hätte gedankt. Man will sogar von einer Nachtmütze wissen, die ich aufgehabt hätte, die ich aber Gott sei Dank nicht besitze — ja, auch von einer Frau, die ich eben so wenig habe und die statt meiner gedankt haben soll."

„Die Hand auf's Herz", versetzte ich, „die Hand auf's Herz, es hat Sie doch gefreut, es mußte Sie ja freuen, dieser Ausdruck der Dankbarkeit eines ganzen Volkes, für welches Sie die wärmste Sympathie empfinden, mit welchem Sie sich stets identificirt haben."

— „Mein Gott, wenn man sieht für was man Dank empfängt und für was nicht, so wird man recht undankbar für diesen Dank und meint, daß man ihn eigentlich nur dem Zufall zu danken hat. Und genau genommen ist es auch so."

Mai 1868.

Esther.

Als ich einst im Familienkreise Grillparzer's gedachte und manche seiner Aeußerungen erzählte, pries meine Schwägerin und Namensschwester mich glücklich, nicht weil ich dem gefeierten Dichter begegnet sei, sondern weil ich den bedeutenden uud ausgezeichneten Menschen in ihm kennen gelernt; und indem ich gedachte, welchen Werth es für sie haben würde, die Erinnerung an eine solche persönliche Begegnung durch's Leben mitzunehmen, brachte ich diese Milderungsgründe bei Grillparzer vor und bat um die Erlaubniß sie einmal vorstellen zu dürfen. Ich muß hier hinzusetzen, daß ich bei den Schwierigkeiten, die der alte Herr jedes Mal machte, wenn jemand, den er noch nicht kannte, kommen sollte, nimmermehr so unbescheiden gewesen wäre, ihn öfter mit derlei Bitten zu behelligen, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß solche Besuche ihm doch eigentlich gar nicht unangenehm waren. Er frug oft theilnehmend hinterher nach den Leuten, die er auf solche Weise kennen gelernt, besonders wenn es Personen waren, an denen er ein gewisses Interesse nahm, indem sie der Kunst oder der Literatur angehörten, und zeigte sich,

wenn sie sich wiederzukehren erlaubten, so gütig und freundlich, daß man unmöglich glauben konnte ihn mit solchen Vorstellungen besonders beschwerlich zu fallen. Er betonte sogar, wenn später von ihnen die Rede war, immer ausdrücklich, daß er solche Bekanntschaft mir danke und es schien zuweilen beinah' als wenn es ihn erfreute, wenn Jemand zu ihm durchdrang. Ich scherzte oft, daß sein Haus wie das drehende Schloß sei, das vor dem muthigen Ritter Gawin, der auf seinem Roß hineinzuspringen wagte, sogleich still stehe und ihn alle Annehmlichkeiten zu Theil werden lasse. Darüber lachte Grillparzer, indem er spottend der Annehmlichkeiten gedachte, die sein Schloß zu bieten vermöge, und da meine Bitte gewährt wurde, ging ich mit meiner Schwägerin an einem schönen Maimorgen, nachdem wir beide am Abende vorher einer Aufführung der „Esther" im Hofburgtheater beigewohnt hatten, zu ihm

Meine Begleiterin hatte einen großen Strauß Maiglöckchen mitgebracht und übergab sie mit einigen artigen Redensarten. Ich ergriff jedoch bald das Wort, um über die ersten Begrüßungen hinüber zu helfen, die für den Tauben peinlich waren.

„Sie reicht Ihnen sichtbare, vergängliche Blumen", sagte ich, „wir bringen Ihnen aber Beide unsichtbare, unverwelkliche Zweige eines grünen Kranzes, der gestern bei der Aufführung der Esther von tausend Händen in Gedanken für Sie geflochten wurde." Wir schilderten hierauf den Eindruck, den wir empfangen und freuten uns dessen in frohen und begeisterten Worten.

Grillparzer hörte uns freundlich an und erwiederte,

er höre, daß diese Bruchstücke sehr gut gegeben würden, und daß namentlich Fräulein Bognar in der Titelrolle Wunder wirke.

„Es freut mich", fuhr er fort, „daß diese kleine Arbeit, die ich hingeworfen — ich weiß selbst nicht, wie ich gerade diesen Theil so fertig hingeschrieben, denn ich hatte ein ganzes Stück im Sinne — den Leuten so gefällt. Es kommt vermuthlich von der Darstellung, die, wie ich von meinen Hausfräulein erfahre, nicht nur durch die Esther, sondern auch durch die Art und Weise wie Sonnenthal den König auffaßt und wiedergiebt, einen besondern Eindruck hervorbringen soll, obschon man, wie sie meinen, Laube's leitende Hand vermisse."

Ich bestätigte diese Bemerkung. Es schien mir ein Fehler der Inscenesetzung, daß Bightan, der sich gleich beim Eintritt beklagt, daß man ihm, dem Neuangekommenen, die Hand entziehe, den beiden ihm Begegnenden Zares und Theres so fern stehen bleibe, daß die Schauspieler zehn Ellen lange Arme haben müßten, um ihm über die Bühne hin die Hände zu reichen. Auch glaubte ich, daß Lewinsky den Haman zu sehr als Idiot gebe.

— „Das ist er nicht", fiel Grillparzer ein, „er soll ein geistloser, aber dabei schlauer und berechnender Schranze sein."

„Auch anderer Mißgriffe gedachte ich, die indeß nur Einzelheiten seien, während wir alle doch im Eindruck der vortrefflichen Darstellung — der herrlichen Dichtung, im erhebenden Genuß des Ganzen geschwelgt hätten."

— „Gleichwol ein unvollkommener Genuß", erwie-

derte Grillparzer, „denn diese Bruchstücke sind wirklich nur Theile eines ungeschrieben gebliebenen Dramas; ich habe den Liebesscenen nicht die Bedeutung gegeben, welche man ihnen beimißt, indem man das Stück damit abgeschlossen und keiner Steigerung mehr fähig hält. Die große Anzahl von Personen, die mit verschiedenen Interessen auftreten, deren weiter keine Erwähnung geschieht, zeigt ja schon, daß das Drama in dieser Liebesscene seinen Abschluß nicht finden könne, ja ich hatte dieselbe nicht einmal zum Actschluß bestimmt gehabt. Bei dieser Gelegenheit ist mir auch unter anderem aufgefallen, wie diese so bekannten Geschichten doch eigentlich wenig bekannt sind, denn ich bin von mehreren Seiten gefragt worden, woher ich die Namen genommen hätte, indeß ich mich doch ganz an die biblischen gehalten habe."

„Wir wollten das gerne glauben, meinten jedoch, das beste Mittel, das Publicum zu belehren, wäre, das, was die Schubladen des Schreibtisches hier vor uns enthielten, preiszugeben."

— „Die enthalten wenig, sehr wenig, von der Esther schon gar nichts", antwortete Grillparzer. „Ich habe wol ziemlich alles vorher gewußt im Großen und Allgemeinen, den Gang und auch einzelne Scenen, aber aufgeschrieben hab' ich mir immer wenig. Ich war jederzeit der Ansicht, daß es damit gehe, wie im persönlichen Verkehre. Man findet Leute, die stets sagen, was sie früher einmal gedacht haben, oder was sie gar bei dieser oder jener Gelegenheit selbst schon gesagt haben. Und die unterhalten Einen niemals. In der Dichtung

ist es fast ebenso; sie wird dadurch lebendig, daß man der persönlichen und augenblicklichen Eingebung, wie sie die Vorstellung der Person oder der Lage schildert, und in die man sich versetzt mit sich bringt, ihr Recht läßt. Der Dialog wird dadurch wahr und belebt, daß man sich gehen läßt, sich ausspricht; man unterhält sich dabei selbst, und wenn man sich selbst unterhalten, hat man den Andern auch unterhalten."

„Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten", rief ich dazwischen.

— „Richtig! und das ist mir auch stets der allerliebste Spruch von Rückert gewesen."

„Und was Sie da aussprachen", bemerkte ich, „stimmt mit dem Hebbel'schen Ausspruch überein, „man muß sich hüten in Gedanken das zu malen was erst an der Staffelei vollendet werden soll"

— „Ja, es ist ganz dasselbe. Man arbeitet dann mit eigener Lebendigkeit, indem man sich wol des Zweckes, aber nicht ganz der Mittel bewußt ist. Was Schiller die lichte Dämmerung der Gedanken nannte — ein Bewußtsein der Absicht ohne Deutlichkeit des einzuschlagenden Weges, — das war es auch bei mir, und ganz besonders bei der Esther, deren Ziel und Plan mir vorschwebte mehr wie eine Musik, ohne daß ich Notizen gemacht oder andere Theile, als die nunmehr bekannten ausgearbeitet hätte."

„Und haben Sie davon keine Erinnerung behalten?" frug ich. „Mich dünkt, ein Dichter, der mit solch' einem Stoff umgeht, könne das nie wieder ganz vergessen."

— „Das hat mich ja nach dem unglücklichen Sturz

so sehr geschmerzt, daß mir vieles sogar für immer abhanden gekommen, und mir auch der Gang der Esther nicht mehr erinnerlich ist. Das weiß ich aber doch noch, daß der zweite Act mit einer Scene endet, wo Mardochai unter dem Thorwege auf Nachricht wartet, wie es Esther, von deren Triumph beim Könige die Kämmerlinge schon unterrichtet sind, ergehe. Haman, ängstlich, wie sich das alles wenden werde, denn auch sein Schicksal wird oben entschieden, findet hier den Mardochai, welcher als der Einzige, der sich nicht vor ihm niederwirft, ihm sogleich auffällt. Da er (Haman) in diesem Momente nicht wagt, die Gemächer des Königs zu betreten, entsendet er den Thorhüter, um Kundschaft einzuholen, und dieser, der seinen Posten nicht verlassen darf, stellt Mardochai an seine Stelle und lehnt den Hüterstab als Zeichen seiner Würde an dessen Seite. Hierdurch bekommt Mardochai als scheinbar befugter Thürhüter Gelegenheit, von einer durch Bightan und die Königin Vasthi angesponnenen Verschwörung Kunde zu erhalten, und der Act endigt damit, daß er Esther auf verborgenen Wegen Warnung zukommen läßt, auf ihrer Hut zu sein."

„O, ich verstehe das ganz gut", rief ich, „denn damit setzt sich ja das Stück so fort, wie schon von vornherein durch die erwähnte Anwesenheit Hiram's, des schwarzen Dieners der Vasthi, durch die Charakteristik der einzelnen Höflinge, durch die Erscheinung der Zares als Parteigängerin der verstoßenen Königin die Anlage gegeben ist."

— „Besonders liegt das Motiv, daß das Stück in

der Liebesscene nicht seinen Abschluß finden kann, in dem Befehl, den Mardochai der Esther giebt, ihre Herkunft geheim zu halten. Das sollte den Knotenpunkt des ganzen Dramas bilden, in welchem ich Ideen von Staatsreligion und Duldung aussprechen wollte, die mich hauptsächlich auf diesen Stoff geführt hatten, und die Religion und nicht die Liebe sollte den Inhalt dieses Drama ausmachen, ja die letztere nur den Knoten in schöner Weise schürzen. Die Heirath des Erzherzog Karl, des Bruders vom Kaiser Franz, des Feldherrn in den Napoleonischen Kriegen, mit der Prinzessin Henriette, welche eine Tochter des Herzogs von Nassau-Weilburg und eine gar herrliche Frau — die allgemein geliebt und verehrt wurde — und eine Protestantin war, hatte eigentlich im Volk, das heißt in der Wiener Bevölkerung, auf solche Ideen geführt, die damals in Oesterreich noch ganz fern lagen und nun in der Gesellschaft und in den Familien zu vielerlei Gesprächen über Religionsfreiheit und derartige Dinge führten. Das war auch vielleicht mit ein Grund, weshalb es bei mir nicht zur Fortsetzung kam; denn ich hätte ja meine Arbeit vor der Polizei sorgfältig verbergen müssen, und solche Heimlichkeiten waren mir äußerst verhaßt."

Grillparzer wandte sich an meine Begleiterin und erzählte ihr, was ich schon wußte, daß zur Zeit von Kaiser Franz bei ihm strenge Untersuchung gehalten worden sei, ob sich keine staatsgefährlichen Schriften fänden.

„Ich kann mich nicht erinnern, ob Esther auch in biblischer Darstellung ihren Glauben verheimlicht",

sagte ich, um das Gespräch wieder auf den Gegenstand zu lenken.

— „Ja", erwiederte Grillparzer, „sie verschweigt auf Mardochai's Geheiß, daß sie eine Jüdin, eine Angehörige der in der Babylonischen Gefangenschaft befindlichen und dort verhaßten und verachteten Juden sei, und darin sollte die Schwere des Conflictes liegen. Ich habe die Verschwörung gegen den König in einen gegen Mordanschlag der Partei Vasthi Esther umgewandelt, von welchem Mardochai, wie schon gesagt, als Thorwächter Kunde erhalten und Esther hat dem Könige mitgetheilt, daß sie vor einem Anschlag gegen ihr Leben gewarnt sei. Und als die Kämmerlinge den Morgentrunk im dritten Act in goldenen Bechern darreichen, einen dem Könige und einen der Königin, fordert Ahasverus, mißtrauisch gemacht, Esther in Bightan's Gegenwart auf, die beiden Becher zu wechseln. Das liegt nicht in der Verschworenen Absicht; der König soll nicht sterben, im Gegentheil, er soll leben für Vasthi, und so fällt Bightan ihm zu Füßen und gesteht sein Verbrechen. Der König fragt darauf Esther, wer ihr die Mittheilung dieser Unthat gemacht, und sie, um ihre Herkunft nicht zu verrathen, giebt vor es nicht zu wissen, sie von einem Unbekannten erhalten zu haben, worauf Ahasverus besiehlt, den Unbekannten als einen, dem der König Dank schulde, in die Chronik einzutragen. Wie es in der Bibel steht."

Der alte Herr hielt plötzlich inne; das Gespräch hatte offenbar alte Erinnerungen geweckt. Er schien

sich zu besinnen und sah schweigend eine Weile vor sich hin.

„Und wie geht es dann mit der Entdeckung, daß Mardochai der zu diesem Danke Verpflichtende sei?“ frug ich schüchtern nach einer Pause.

— „Mardochai“, fuhr Grillparzer fort, „Mardochai, welcher Haman fortwährend die Ehrerbietung weigert, die er nur seinem Gotte darbringt, sich nicht vor ihm zur Erde wirft, nicht auf den Knieen vor ihm liegt wie es zu Susa üblich, erregt dadurch den Grimm des Mächtigen, der ihn für einen Feueranbeter oder Juden hält; da er ihn aber nicht allein vernichten kann, überträgt er seinen Haß auf alle Juden und beschließt diese Störrischen zu vertilgen, und Bightan, welcher aus Babylon kommt, wo gleichfalls großer Widerwille gegen sie bestanden haben mochte, bestärkt ihn in seinen üblen Absichten. Haman stellt nun dem Könige vor, wie die Verschiedenheiten der Religionen im Staate nicht zu dulden seien, und welche Gefahren daraus entspringen können. Hier wäre eine große Scene über das Recht des Staates der Religion gegenüber, über die Stellung der Religion im Staate, über Glaubensfreiheit, politische Rechte und kirchliche Satzungen gekommen. Das ist gleich so ein Punkt gewesen, der mir alle Lust zur weitern Arbeit nahm; denn das hätte damals unter keiner Bedingung gespielt, vielleicht — ja ganz gewiß — nicht einmal gedruckt werden können. Und ich hatte, wenn ich etwas Dramatisches schrieb, immer die Vorstellung, das müsse gespielt

werden, und ohne diese Voraussetzung hat mir die Lust zu aller Anstrengung, zu aller Arbeit gefehlt. Ja, und noch heute frage ich bei jeder Vorstellung, von der ich höre, zuerst: was hat das Publicum gesagt, und noch heute ist meine Ueberzeugung, daß nur Das, was gespielt wird — lebt. Es giebt wol ein Ausnahmspublicum, das dramatische Werke durch die Literatur kennen lernt, wie die beiden anwesenden Damen . . ."

„Ach", unterbrach ich Grillparzer, „halten Sie uns nicht für weiser als wir sind. Wir hatten Esther gelesen, kannten sie Beide genau, und doch waren wir ganz erstaunt über Das, was wir sahen, über die Verschiedenheit des Eindrucks, welchen die Darstellung gegen die Lectüre machte, und wir begreifen gerade darnach am Besten, daß der Dichter nur für die erstere arbeitet. Aber wie sollte das Alles endigen?"

— „Ich habe das gar zu Grausame in der heiligen Schrift gemildert. Die Galgen, welchen man aus ästhetischen Gründen in einem Drama füglich keinen Raum gönnen kann — obwol manche jetzt oder später anders darüber denken mögen — so wie die durch diese Todesart beabsichtigte Vertilgung der Juden, habe ich in die für sie gewiß herbe Strafe der Auslieferung ihrer heiligen Bücher an die Perser und die Unterdrückung ihres Cultus umgewandelt. Und wie sie nun um ihres Glaubens willen verfolgt werden und in dem großen Jammer über den Verlust ihrer Heiligthümer, welcher ja ihr Höchstes und Theuerstes, den Bestand ihres Glaubens in Frage stellt,

und da sich alles auf's schlimmste für sie gestaltet, befiehlt Mardochai der Esther für ihr Volk einzutreten und zu erklären, daß sie den Verfolgten angehöre. Diese aber ist durch Schweigen eine Königin geworden, durch Verheimlichen ist sie es geblieben; sie mag auch den König lieben, um so weniger aber fühlt sie Neigung das Schicksal der Vasthi zu erfahren. Sie ist auch nicht so rein geblieben als sie war und schon durch den Zwiespalt ihrer Stellung wird sie demoralisirt: — ich hatte sie auch zur Liebes- und nicht zur Tugendheldin bestimmt — und so weigert sie sich dem Gebote des Alten Gehorsam zu leisten. Sie kann den König für die Juden gewinnen dadurch, daß sie, die Geliebte, dem verhaßten Volke angehört, sie kann ihn aber auch dadurch für sich verlieren. Das sollte wieder eine wichtige Scene werden, in welcher die ganze Gewalt und Autorität talmudistischen Priester- und Rabbinerthums sich geltend machen konnte, durch welche die rebellische und gottesläugnerische Tochter von der Hoffart der Welt zur Unterwerfung und zum Gehorsam unter die Herrschaft des Glaubens gebracht wurde. Hierauf wäre die Scene gefolgt, die biblische, wo sie es wagt ungerufen vor den König zu treten und Gnade findet vor den Augen des Gebieters, welcher nun auch zugleich bei Lesung jener Stelle in der Chronik von Esther erfährt, daß der Unbekannte, welchem sich der König zu Dank verpflichtet erklärt, gleichfalls ein Jude, daß es Mardochai gewesen. Das stimmt den launenhaften asiatischen Despoten völlig um und läßt ihn Haman's Bosheit deutlich erkennen, die er zu strafen be-

absichtigt. Hinterlistig fragt er den indessen herbeigekommenen Günstling, wie er einen Mann belohnen solle für treue Dienste, und Haman, der da meint, es könne nur von ihm die Rede sein, schlägt vor den Verdienstvollen auf einem prächtigen Pferde umherzuführen, das der höchste Diener des Staates am Zügel halten solle und ihm königliche Ehren erzeigen zu lassen. Indem er hört, daß Mardochai der zu Ehrende, er selbst aber der Führer seines Rosses sein solle, wie das alles genau so in der Bibel zu lesen ist, bricht er sogleich zusammen in der Ahnung, daß es mit ihm zu Ende gehe und er erkennt in Esther, die nun offen als Jüdin auftritt, eine Feindin, mit welcher zu ringen nicht mehr in seiner Gewalt stehe. Im nächsten Act liegt er vernichtet, Gnade flehend zu der Königin Füßen, welche er zu umfassen sucht; sie weist ihn kalt ab, indem sie dieselben gleichgiltig auf die Bank oder auf das Ruhebett, auf welchem sie saß, heraufzieht, und läßt Haman sterben. Auch die Zares, welche eine aufopfernde Rolle für die Vasthi gespielt und sich immer mehr gehoben hat, stirbt."

Grillparzer schwieg, offenbar angegriffen von der Gewalt, die er sich angethan, entschwundene Erinnerungen zu sammeln und aneinander zu reihen.

„Und die Esther?" frug ich nach einer Weile, in welcher wir der Freude über die Erzählnng dieses interessanten Planes und dem Bedauern, daß es beim Plane geblieben sei Ausdruck gegeben hatten — „und die Esther?"

— „Stirbt auch, stirbt auch, nachdem sie eine Canaille geworden ist", erwiederte der Dichter mit einer

Bewegung der Hand, welche andeutete, daß keine weitere Erörterung mehr von ihm zu erwarten sei, „stirbt auch, oder führt ein qualvolles Leben neben dem krankhaft erregten König, nachdem ihr selbst die Rolle Haman's zugefallen ist den Launen des Gebieters zu fröhnen und sie Mardochai, entweder weil er zu alt oder weil er auch schon gestorben, nicht mehr zur Seite hat, um sich gegen die nun sie allein bedrohenden Stimmungen des unstäten Despoten aufrecht zu erhalten."

Wir waren sehr verwundert, daß das holdselige Geschöpf, die Esther der ersten Scenen, so endigen sollte.

— „Sie muß sich gleich zu einer Entstellung der Wahrheit, zur Verläugnung ihres Glaubens bequemen. Darin liegt der Keim des Verderbens von Anfang an. Wie ich schon früher sagte, durch Unwahrheit ist sie Königin geworden und so ist die Unmöglichkeit sich Unschuld und Reinheit zu bewahren von vornherein gegeben. Sollte sie eine Tugend bleiben, so mußte die Verläugnung ihres Glaubens, die Weigerung ihn zu bekennen, weggelassen werden. Die Zwischenfälle, die das vorbereiten und die Umrisse, welche die Gestalt der durch Intriguen hart gewordenen Königin zeichnen, sind mir gänzlich entfallen."

Diese in der Erzählung nur wenige Seiten füllenden Mittheilungen hatten über anderthalb Stunden in Anspruch genommen, in welcher Zeit der Greis immer lebhafter gesprochen, während das Material längst entschwundener Ideen ihm immer reichlicher zugeflossen war, und er selbst sein Erstaunen aussprach wie er so

viel darüber noch habe aus seinem „alten Kopf" zusammenbringen können.

Es schien unbescheiden ihn länger zu belästigen. Mit Dank und Freude schieden wir, und da ich später, als einmal von Esther die Rede war, zu Grillparzer's Verwunderung allerlei darüber wußte, dessen er sich selbst kaum mehr erinnerte, und ich ihm sagte, daß ich die Andeutungen, die er uns darüber gegeben, zu Hause aufgeschrieben hätte, ging er zu meiner großen Beruhigung stillschweigend darüber hin.

Winter 1868 und Februar 1869.

Schiller-Akademie. „Hannibal". Dichter-Monumente.

Grillparzer hatte gleich bei meinen ersten Besuchen die Absicht geäußert, dieselben zu erwiedern. Ich legte aber Einsprache dagegen ein, daß er den Weg mache, die Treppe steige, und bat, wenn er solch freundlichen Vorsatz ausführen wollte, uns lieber einmal im Sommer, auf dem Lande die Gunst seiner Gegenwart zu gönnen. Das nahm er sich vor, sprach jeden Frühling davon und bedauerte jeden Herbst, daß es nicht dazu gekommen sei. Als nun beim Abschiede, um auf's Land zu ziehen, wieder von diesem Besuch die Rede war, bat ich, vorher Anzeige zu machen, da ich selbst öfter abwesend sein würde. Es erhoben sich jedoch so große Schwierigkeiten, daß ich den gordischen Knoten am besten zerhauen zu können meinte, wenn ich nächstens einmal bei schönem warmen Wetter Vormittags mit einem Wagen daherkäme und den Dichter mit so vielen Fräulein Fröhlich als an der Partie theilnehmen wollten, in Triumph von dannen und zu Tisch zu uns hinaus führte. Darüber aber gerieth der alte Herr in die größte Aufregung.

— „Nur das nicht", sagte er mit gerungenen Händen, „nur das nicht. Jeden Morgen, wenn ich erwachte,

bei jedem Läuten würde ich erschrecken und glauben Sie kämen und holten mich nach Meibling — und während mir bisher Ihr Besuch immer angenehm war, würde ich mich von nun an förmlich davor fürchten."

Da ich dies nicht wünschen konnte, wurde beschlossen, daß die Sache einstweilen auf sich beruhen und ich, wenn ich einmal nach Baden käme, Grillparzer dort aufsuchen sollte. Als diese Absicht zur Ausführung kam, begegnete ich im Bahnwagen Fanni Elsler, und indem ich sie im Zauber ihrer Liebenswürdigkeit und unverwelklichen Anmuth vor mir sah, von meiner Absicht den Dichter zu besuchen sprach, und sie in theilnehmendster Weise sich nach seinem Befinden erkundigte, entstand der Gedanke und Wunsch, sie gelegentlich einmal zu einem Besuch bei ihm aufzufordern. Ich wußte, daß ihr Bild als eine der entzückendsten Erscheinungen in seinem Andenken lebte, und da ich ihn in Baden nicht getroffen hatte, die Sache später im Herbst einleiten wollte und von meiner Begegnung mit der genannten Dame sprach, wurde er lebhaft angeregt, frug, ob sie wirklich noch so schön und reizend sei, wie man sie schildere, und erging sich in Erinnerungen, wie sie namentlich in frühester Jugend — ich glaube als „Milchmädchen" — einen unvergeßlichen Eindruck gemacht.

Ich konnte wol sehen, daß ein Besuch der Künstlerin ihm ein hohes Fest bereiten würde. Allein, ich war nicht so glücklich, sie in jenem Winter in Gesellschaft anzutreffen, und zugleich traten andere Dinge in den Vorgrund, welche Zeit und Kraft in Anspruch nahmen.

Der Verein zur Errichtung eines Schiller-Denkmales in Wien hatte nämlich ein Damencomité berufen, um in gleichem Sinne mit ihm zu wirken, d. h. zur Herbeischaffung der fehlenden Mittel behülflich zu sein.

Das Comité bestand aus den Damen Baronin Ebner-Dubsky, Paula Frankl, Hofschauspielerin Gabillon, Gräfin Wickenburg-Almásy, Henriette von Wiener, Henriette Zimermann und mir.

Unter manch' mühevollen Aufgaben, die wir alle zu lösen hatten, da es galt eine Akademie zu veranstalten, ward mir der Auftrag, Grillparzer um irgend eine dramatische Kleinigkeit, vielleicht ein Bruchstück seiner noch unbekannten vollendeten Stücke, zu bitten oder wenigstens die Erlaubniß zur Aufführung des Fragmentes „Hannibal" für unsere Akademie, welche am 21. Febr. 1869 Mittags stattfinden sollte, zu erlangen.

Ich hatte Grillparzer in der letzten Zeit selten besuchen können und wurde beim Eintritt mit freundlicher Herzlichkeit begrüßt, indem der Dichter seine Zufriedenheit bezeigte, die Anführerin der Bande zu sehen — denn eine Bande seien wir ja, da wir darauf ausgingen, den Leuten das Geld aus der Tasche zu locken.

Ich antwortete, daß er irre, daß ich nicht seiner Taschen, sondern seiner Schubladen wegen käme, in der That aber von der Absicht beseelt sei, nach meinen besten Kräften alles in Bewegung zu setzen, um irgend etwas für unsere Akademie zu erbeuten.

— „Ich kann Sie versichern, daß ich nicht das Geringste habe, was zu solch' einer Aufführung, wie Sie im Sinne haben, passend wäre."

„Und ich kann Sie versichern“, erwiederte ich trocken, „daß ich sehr gut weiß, wie dies eine stehende Redensart bei Ihnen ist, und daß man die „Libussa“, die „Esther“, den „Hannibal“ nur dadurch abgerungen hat, daß man sich daran nicht kehrte.“

— „Man hat sich so lange nicht daran gekehrt“, versetzte Grillparzer, indem er sich über mein peremptorisches Wesen lachend in seinen Armstuhl lehnte, „bis man mir Alles entwunden, was ich von solchen Dingen hatte. Witthauer, der damalige Redacteur von vielen Dichteralbums, Zeit-, Monat- und Wochenschriften, war mit Allem zufrieden, was ich ihm gab oder was er nahm, wenn es auch noch so flüchtig gesudelt war, und auf solche Weise sind diese ganz unbedacht hingeworfenen Scenen in's Publicum, manche sogar auf die Bühne gekommen.“

„Und ich will Witthauer's Jüngerin werden“, rief ich, „und nicht ruhen, bis ich Erfolge habe gleich ihm. Ich bitte Sie daher in meinem und Ihrem Interesse, machen Sie mir die Sache nicht allzu schwer und geben Sie gutwillig zur Verherrlichung eines andern deutschen Dichters ein kleines Almosen aus Ihrem reichen Schatze, etwa einen Act aus der „Rose von Toledo“, oder ein paar Scenen aus „Kaiser Rudolf“, die ja als vollendete Arbeiten in diesen Schubladen liegen.“

— „Ich gebe Ihnen mein Wort, mein Ehrenwort“, sagte Grillparzer nach einigem Besinnen, „daß ich, wenn ich etwas Passendes hätte, es Ihnen vor jedem Andern gäbe, allein ich bin rein ausgeplündert.“ Er

erzählte, wie er schon mehrmals ähnlichen an ihn gestellten Begehren aus dem gleichen Grunde nicht habe willfahren können, und da ich daraus die Vergeblichkeit weiteren Drängens ersah, zog ich mich auf die Vertheidigungslinie des „Hannibal" zurück.

„Wenn Sie schon so hartherzig gegen mich sind", erwiederte ich, „und unseren Wünschen kein Gehör schenken, lassen Sie mich doch nicht ganz unverrichteter Sache von dannen ziehen, überantworten Sie uns wenigstens, was Sie schon preisgegeben, und gestatten Sie die Aufführung des Hannibal."

— „Des Hannibal? des kleinen Bruchstückes? das ist viel zu kurz für eine Bühnendarstellung. Eh' der Zuschauer einen Eindruck empfängt, ist die ganze Scene vorbei."

„Das lassen Sie unsere Sorge sein", versetzte ich, „Ihr Name hat einen solchen Klang, daß es fast einerlei ist, was wir bringen, vorausgesetzt, daß es von Ihnen und dem Publicum neu ist."

— „In solchen Klängen irrt man sich sehr leicht."

Ich setzte auseinander, daß Sachverständige zur Aufführung riethen, während eben die Kürze der dramatischen Scene, welche hier in Frage stand, den Gedanken an eine theatralische Darstellung bei mir nicht hätte aufkommen lassen; daß ich jedoch überstimmt und von Leuten überstimmt würde, welche derlei Dinge erstens besser verständen als ich, zweitens aber darauf hinwiesen, daß auf dem Titel zu lesen sei: „Scene aus dem noch ungedruckten Trauerspiel Hannibal von Franz Grillparzer", und daß ich demgemäß stricte Ordre hätte zu be-

wirken, daß die vorhergehenden oder die darauf folgenden Scenen uns ausgeliefert würden.

— „Es existirt außer dem, was Sie kennen und was alle Welt in Händen hat, auch nicht ein Wort von diesem Trauerspiel, das nur in Witthauer's Phantasie lebte. Ich hatte wol später einmal die Idee, einen Hannibal zu schreiben — aber Sie wissen ja, ich war ein fauler Mensch, ich kam nicht dazu. Jedenfalls wäre der Held darin auch zugleich der tragische Charakter geworden und nicht das Hauptgewicht der Persönlichkeit auf Scipio gefallen, wie in diesem Fragmente, während doch Hannibal das tragische Interesse für sich hat, und in der Tragödie haben müßte."

Ich betoute, daß eben jener Zusatz zum Titel uns zu der soeben gestellten Bitte veranlaßt habe und daß, wenn wirklich nichts vorhanden sei, was diese Scene zu einen bestimmtern Abschluß bringe, ich mich noch einen Schritt weiter vorwagen und um ein paar Zeilen, vielleicht nur einige Worte, bitten wollte, welche es möglich machten, den Vorhang herabrollen zu lassen.

— „Der Beisatz auf dem Titel ist, wie ich schon sagte, eine reine Erfindung des Herausgebers, um die ich mich nicht kümmerte, um so weniger, als ich nie gedacht hätte, daß man darauf verfallen könne, dieses hingeworfene — ich möchte fast sagen Gespräch — aufführen zu wollen. Es ist gerade das Gegentheil von der Esther — das ist ein Bruchstück aus einem Drama, welches bestand, freilich nur in meinem armen Kopfe — und dessen Idee und Ausführung mir vorgeschwebt. Hannibal aber ist eine selbstständige Scene, die ich hin-

schrieb ohne Ueberlegung, ohne Vorbedacht auf Nachfolgendes, ohne Zusammenhang mit Vorhergehendem, wie sie sich mir eben gestaltete, da ich einmal den Livius wieder durchging; und ich meine man merkt ihr das auch an.“

Ich sah dies ein und bemerkte, daß in der That keine Beziehungen auf außerhalb vorgehende Begebenheiten vorkämen; die beiden Charaktere, um die es sich hier allein zu handeln schien, wären in dieser Scene so vollkommen ausgeprägt daß allen weiteren Ausführungen das Interesse fehlen mußte.

— „Sie haben richtige Vorstellungen, mich wundert nur, daß Ihre Sachverständigen dieselben nicht theilen.“

„In meinem Comité“, erwiederte ich, „sind zwei Dichterinnen, eine tragische Künstlerin und noch andere verständnißvolle Frauen, die aber alle, so wie auch ich, nicht von dem Standpunkt der Kritik Ihres Hannibal, sondern von einer Idee ausgehen, in welcher wir einstimmig sind, und dies ist die Ueberzeugung, daß wir etwas von Grillparzer haben müssen.“

— „Wenn die Bande darin einstimmig ist, wenn es durchaus sein muß, und wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht, mögen Sie's meinethalben aufführen, obwol ich Ihnen im voraus sage, viel werden Sie nicht damit ausrichten. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Ich hatte es niemals zur Aufführung bestimmt, nicht einmal daran gedacht.“

Ich dankte in großer Freude und da Grillparzer ersah, welchen Werth ich darauf legte, versprach er, ohne

daß ich weiter davon Erwähnung machte, dem Hannibal, wenn es angehe, noch ein letztes Wort in den Mund zu legen. Er ließ sich darauf ausführlich erzählen, wie sich die Dinge im Comité begeben hatten, was eigentlich unsere Aufgabe war, und welche Mittel in Bewegung gesetzt wurden, um dieselbe zu erreichen.

— „Wenn ich sehe, was alles geschieht und wie man bittet und bettelt — nicht um einem Lebenden zu Hülfe zu eilen — und auch da würde ich dagegen protestiren, sondern um einen dahingeschiedenen Dichter zu ehren, da muß ich sagen, ich finde zwischen Mittel und Zweck keine Uebereinstimmung. Wenn ich dächte, daß es jemals jemanden einfallen könnte, mir ein solches Monument zu setzen — woran glücklicherweise niemand denken wird — und ich wüßte, daß solche Mittel angewendet würden, daß man betteln ginge um Geld und hausiren mit Billets, die man den Leuten aufnöthigt — und das alles, um einem Dichter eine Ehre zu erweisen — wenn ich denken sollte, so etwas geschähe meinetwegen, es würde mir den Tod verleiden. Man könnte nicht einmal ruhig sterben. Im Grabe müßte man sich umkehren."

„Aber bedenken Sie doch", sagte ich scherzend, da Grillparzer sich in seinem Lehnstuhl ärgerlich umherwarf und in großer Heftigkeit mit erhobener Stimme sprach, „ich komme ja nicht wegen eines Monumentes für Sie — sondern für Schiller."

— „Wenn sie mir ein Monument setzen", fuhr er fort, nachdem ich mir einige Scherze über seinen Aerger erlaubt, die ihn lachen machten — „wenn sie mir ein

Monument setzen wollten, das müßte zu Pferde sein, dazu paßt meine Figur am besten. Was sie dem Schwarzenberg abgenommen, das könnten sie mir zulegen, um es recht wahrheitsgetreu zu machen. Und man könnte doch wenigstens sitzen, das lange Stehen hielt ich nicht aus — aber als Reiterstatue würde ich mich gut machen."

Er wurde sehr guter Laune, lachte, spöttelte, rieb sich die Hände und auf das projectirte Denkmal für Schubert übergehend meinte er, daß des Letztern Gestalt sich gleichfalls nicht besonders zu plastischer Darstellung eigne, daß aber ein solches Monument, wenn dergleichen überhaupt existiren solle, in Wien doch ganz am Platze wäre und daß es sehr passend sei, wie das Gerücht gehe, dem großen Liederdichter im Stadtparke eine Büste zu setzen.

— „Das freut mich und das finde ich ganz gescheit", fuhr er fort, „denn es interessirt zu wissen, wie so ein Mann ausgesehen, bei dem sich alles Gedachte in Töne umgewandelt hat, wie dies bei Schubert der Fall war."

„Besonders bedeutend und Geistesthätigkeit verrathend war Schubert's Physiognomie nicht", warf ich ein.

— „Aber doch weit interessanter als die lebensgroße Wiedergabe seiner Kleider und Stiefel, und jedenfalls prägt sich doch in dem Kopf der Geist aus, während der Körper solcher Männer sich selten, ja fast niemals zur Darstellung eignet und nur mit Mühe durch Mäntel, die sie niemals getragen haben, versteckt wird. Eine Büste hat auch noch das für sich, daß sie keinen über-

mäßigen Aufwand erfordert, und daß also, wenn ein Verlangen nach solch' einem Andenken sich einstellt, ein derartiges Denkmal von einer Commune oder von einigen Freunden und Verehrern zu Stande gebracht werden kann, ohne Groß und Klein und am Ende gar Frauen — was mir am meisten leid thut — in Unruhe zu versetzen, in Anspruch zu nehmen, ja sogar zum Betteln zu mißbrauchen. Dagegen sträubt sich meine Natur. Verstehen Sie mich wol; nicht dagegen sträubt sich meine Natur, daß man großen Männern Denkmale setzt — diese werden, besonders wenn sie wirkliche Kunstwerke sind, immer ein mächtiges Mittel sein, den Volksgeist zu heben, man denke nur an das Alterthum — sondern gegen die Art und Weise bin ich aufgebracht, wie es hier geschieht. Daß man, um auf das frühere Gespräch zurückzukommen, um einen Dichter zu ehren, sammeln geht wie für „Abbrandler“, dagegen muß ich Protest erheben. Findet der Gedanke, ein Schillermonument in Wien zu errichten, so wenig Sympathie, nun so findet er eben auch keine Mittel zur Ausführung zu kommen. Das ändert in der Bedeutung des Dichters nichts und liefert nur allenfalls den Beweis, daß es nicht die Millionäre sind, die sich für ihn begeistern, was wieder höchstens auf diese, nicht auf Schiller ein schiefes Licht wirft. Ich gestehe Ihnen aber aufrichtig, daß ich auch nicht zu Denen gehöre, die es für eine so wichtige, für eine nationale Sache halten, daß ein Standbild des Dichters in jeder deutschen Stadt stehe. Wenn ich mir denke, daß das so fortgeht und daß der Mann in engen Kniehosen in allen möglichen Attitüden, wie dies etwa

bei der Idealgestalt des Apollo angemessen war, auf allen Marktplätzen Deutschlands seine Arme gegen den Himmel reckt, oder mit der Feder in der Hand von sich streckt, so erwarte ich mir keinen besondern Eindruck davon. Ja es scheint mir wichtiger, daß seine Werke gekannt werden, als daß seine Gestalt gekannt sei."

„So sonderbar es aussehen mag, wenn ich jetzt scheinbar eine rückgängige Bewegung mache, nachdem ich Ihre Meinung gehört habe", versetzte ich, „kann ich Ihnen doch mein Wort geben, daß ich schon eh' ich kam, seitdem ich in diesem Comité bin und die Verhältnisse kennen gelernt habe, auf ähnlichen Gedankenwegen wandelte. Früge man mich heute, ob ich unter den gegebenen Bedingungen ein Schillermonument in Wien wünsche, ich sagte festen Muthes: Nein. Ja, ich glaube beinah, daß auch die ersten und feurigsten Urheber dieser Idee nach den gemachten Erfahrungen so entscheiden würden. Darauf kommt es aber jetzt nicht mehr an. Vielmehr ist es nun, da man einmal in die Posaune gestoßen und die Sache in Gang gebracht hat, eine Ehrensache für Wien und damit für uns alle geworden, daß dies Monument zu Stande komme, ja es wäre eine wahre Schmach wenn es nicht in würdigster, unserer Kaiserstadt angemessenster Weise zur Vollendung gelangte."

— „Und darin haben Sie ganz Recht", sagte Grillparzer, der mich mit sichtlicher Theilnahme angehört hatte und als ich fertig war meine Hand schüttelte. „Darin haben Sie nicht nur vollkommen Recht, sondern, das hatte ich Ihnen zuletzt noch sagen wollen. Einmal die Sache angefangen, kann jeder, der dazu gerufen

wird, nur wie Sie thun, denn jetzt, da es so weit gediehen, ist es gleichsam eine Nationalsache geworden vor den Andern — vor dem übrigen Deutschland. Darum gebe ich Ihnen nicht nur meinen Segen, sondern ich werde was ich beitragen kann, die verlangten Zeilen oder Worte für Lewinsky (Hannibal) recht bald schicken und wünsche Ihnen und Ihrer Sache von Herzen ein volles Gelingen."

Herbst 1869.

Leipzig. Weimar. Die Familie Goethe. Freiheitssinn.

In der letzten Novemberwoche von Leipzig heimgekehrt kam ich erst anfangs December dazu dem verehrten Freunde einen Besuch abzustatten, nachdem er sich schon hatte nach mir erkundigen lassen.

Als ich eintrat beugte ich mich scherzend als verlorne und reuig wiederkehrende Tochter, die so lange in der bösen Welt umhergefahren. Er kam lachend heran.

— „Nun, weil Sie nur wieder da sind — bei solch' schlechtem Wetter in der Fremde! Das ist ja entsetzlich!"

„Es ist das Allerbeste", sagte ich, „wenn man seine Freunde besuchen will. Um diese Zeit trifft man jeden zu Hause, kommt man jedem gelegen."

— „Und eben deshalb soll man auch zu Hause sein, wenn die Andern heimkehren. — Nun, weil Sie nur da sind — und gesund!"

Ich dankte, erzählte von Berlin, brachte Grüße von Laubes in Leipzig, von Goethes in Weimar.

Grillparzer frug wie es dem Erstern in Leipzig gefiele und freute sich, daß die Letzteren in Weimar seien, nicht in Jena, wie er gehört hatte; worauf ich berichtete, daß Laubes mit treuer Anhänglichkeit Wiens gedächten,

wie aber die Familie Goethe die Absicht habe, des mildern Klimas wegen — wenn sie schon nicht südlicher gingen — für den Winter nach Jena zu übersiedeln, worüber Grillparzer wieder seine Verwunderung aussprach.

— „Bei der künstlerisch ästhetischen Richtung und den Gesundheitsrücksichten, die da walten, fragt man unwillkürlich, warum sie nicht ihren Aufenthalt in Italien genommen haben. Man hat ein Gefühl, daß sie gewissermaßen ein Anrecht darauf hätten — und man wundert sich, daß sie das Goethehaus, daß ja doch eine schwere Bürde für die Familie sein muß, nicht damals, als darauf angetragen wurde, dem deutschen Bundestage überlassen haben."

„Wenn man die Geschichte dieses Hauses kennt", versetzte ich, „könnte man eine Abhandlung über den verkannten Idealismus schreiben, welcher den Weltmenschen, die nicht an das Dasein idealer Triebfedern glauben, wie der hartgesottenste Egoismus erscheint. Das Scheitern des Goethehaus-Verkaufes lag einerseits in den pietätvollsten Rücksichten von Seiten seiner Familie, andererseits in allerlei Zufälligkeiten und Machinationen, deren Darstellung zu weitläufig ist. In der That konnten die Erben sich nicht entschließen, das Sterbezimmer des Ahnherrn in fremde Hände zu geben. Ganz Deutschland würde ihnen das, wie sie meinten, als eine Herzlosigkeit nachgetragen haben — während gerade das Nichtzustandekommen des Verkaufes den in Delicatesse und Generosität vielleicht sogar zu weit gehenden Erben als Eigennutz gedeutet wurde. Wer sie

kenne müsse über eine solche Ansicht geradezu lachen — aber wie wenige Menschen wissen die wahre Sachlage und so erschienen sie vielen im falschesten Lichte."

— „So wie ich sie theils selbst, theils durch Andere kennen gelernt habe, sind es hochbegabte, fein gestimmte Menschen, als solche nicht allen verständlich und anders, als die Welt sie beurtheilt."

Das Gespräch kam auf Frau von Goethe, ihre eigenthümliche Stellung und wie sie wo sie in Deutschland erscheint vom Nimbus einer Art Fürstlichkeit umgeben werde, wie sich überall sogleich ein kleiner Hofstaat um sie bilde. Ich erzählte wie ich den Master of Trinity College Dr. Whewell, den Humboldt Englands hier in Wien bei ihr eingeführt. Wie sie ihn mit ihren Söhnen am Vormittage empfangen habe, stehend in der Mitte ihres Salons, im hellblauen Kleide mit den prächtigen, zu beiden Seiten des edlen Gesichtes herabwallenden schneeweißen Locken, mit der Würde und dem Anstande einer Königin, mit der Herzlichkeit einer deutschen Frau und wie Whewell und seine Gattin Lady Affleck ganz hingerissen waren vom dem Zauber ihrer Begegnung. Wie dieser Zauber durch die Jahre keinen Abbruch leide, ja wie die geniale Kraft ihres Geistes, ihr reger Kunstsinn, ihr poetischer Schwung jeden der ihr begegne, eben so feßle als die Lebendigkeit ihres Herzens, ihr wohlwollendes Eingehen auf fremde Sinnesweise sie jedem unvergeßlich mache."

— „Wirklich bedeutende Menschen", erwiederte Grillparzer", sind immer zugleich auch solche, die etwas an sich haben, das Andern wol thut und erfreulich ist. Da-

rum machte ein Mann wie Lord Byron nicht den Eindruck eines großen bedeutenden Menschen — vielleicht wenn er älter geworden wäre. — Aber daß er noch so grün und sauer war als er schon als großer Dichter sich zeigen konnte, das zeugt nach meiner Meinung gegen ihn. Wenn man z. B. Shakespeare nimmt. Was mußte das für ein vollkommener Mensch gewesen sein der in jener Zeit der noch grellen Standesunterschiede durch die Annehmlichkeit seines Umganges alles zu fesseln wußte. Und auch unser Goethe — was wir immer von seiner oft kalten Weise wissen — an jener human liebenswürdigen Seite, welche die Menschen anzog, hat es ihm und gerade in seiner Jugend nicht gefehlt — später war er ja in einer in ihrer Art einzigen Ausnahmstellung am Hofe. — Haben Sie niemanden vom Hofe in Weimar gesehen?"

Ich berichtete wie wir so glücklich gewesen seien des Abends zum Thee bei Frau von Goethe den Großherzog zu treffen und wie wir in diesem Kreise und im Goethe'schen Hause geschwelgt hätten in den Erinnerungen an eine Vergangenheit, in welche wir uns thatsächlich versetzt glaubten. Wir fühlten uns in dieser Illusion noch bestärkt, als der Großherzog das Gespräch auf Deinhardstein's „Fürst und Dichter" lenkte und den Umstand hervorhob, daß der Wiener Poet Fräulein von Göchhausen, welche eine geistreiche und gescheite, aber boshafte und verwachsene kleine Person gewesen, die mehr gefürchtet als geliebt wurde, als eine schöne und liebenswürdige junge Dame dargestellt habe. Es wurde dabei eines an ihr durch Goethe verübten Muthwillens ge-

dacht, der ihr während eines Gartenfestes den Arm gegeben und sie durch einen halb abgelassenen Teich hindurchgezogen habe. Frau von Goethe aber nahm sich ihres Schwiegervaters an und behauptete, der lose Streich sei von Karl August ausgegangen, Goethe habe nur dabei geholfen. Es entstand nun ein kleiner Streit, wer der Angeber des muthwilligen Scherzes gewesen sei. Die Lebhaftigkeit des Gesprächs, die Art und Weise, wie von der einen Seite „vom Großvater", (Großherzoge) von der andern (Frau von Goethe), „vom Vater" gesprochen wurde, die Erwähnung der kleinsten Nebenumstände, welche im Gedächtniß der Anwesenden doch nur durch die Ueberlieferung ihrer Eltern noch fortlebten, brachte uns in Gedanken wirklich um mehr als ein halbes Jahrhundert zurück und gab uns die vollständige Täuschung, als wenn es sich um gegenwärtige Verhältnisse gehandelt hätte.

Grillparzer interessirte sich für all' diese Dinge ungemein und ich mußte umständlich jede Einzelheit berichten. Da erzählte ich denn auch, welche Theilnahme jetzt noch am weimarischen Hofe literarischen und überhaupt allen geistigen Bestrebungen entgegen gebracht werde; daß das erst kürzlich zur Aufführung im Burgtheater gekommene Trauerspiel „Rosamunde" von Jos. Weilen in Anwesenheit des Großherzogs, während wir dort waren, über die Breter ging; daß auch die bildenden Künste, namentlich die Malerei, durch das regierende Paar besondere Ermuthigungen erfahren und wie der Großherzog, selbst ein ausübender und warmer Kunstfreund, uns zur Besichtigung des Schlosses eingeladen,

zu den vorzüglichsten Bildern von Preller, Hummel, Kalkreuth, namentlich zu den kirchlichen Frescogemälden von Wislicenus begleitet habe —

Grillparzer war ganz Ohr.

— „Sehen Sie", sagte er, nachdem er auf's Angestrengteste aufgemerkt hatte, „es ist etwas Eigenes um das Leben an solch' einem Hofe — es ist gleichsam ein geistiges patriarchalisches Verhältniß im gesteigerten Maße und ich — o, ich kann mir sehr gut vorstellen, welchen Impuls das dem Dichter giebt, zu wissen, daß in einem solchen Kreise die Arbeiten eine theilnahmvolle Kritik, eine freudige Aufnahme erfahren. Obschon — das muß ich sagen — so sehr ich mir das denken kann — ich hätte doch wohl nicht dazu gepaßt, weil ich, wie Sie ja wissen, von Natur aus ein schüchterner, in mich selbst verschlossener Mensch war. Und dann gehört noch etwas dazu, was mir gefehlt hätte — das ist die Hingebung; denn wie viel Zeit und Kraft hat Goethe diesem Kreise — ich meine dem weimarischen Hofe — mit all' seinen Maskenscherzen, Puppenspielen und Gelegenheitsgedichten gewidmet!"

„Ich glaube", versetzte ich, „sein heiteres, lebenslustiges Temperament hat ihn selbst daran Gefallen finden lassen; denn sonst hätte er das so wenig über sich gebracht als Sie. Und doch wer kann wissen, wie Sie geworden wären, wenn Ihre Jugend Sie in einen aufgeweckten, lebensfrohen fürstlichen Kreis versetzt hätte, wo Aller Augen auf den Dichter gerichtet und jeder, auch der unbedeutendsten Gabe freudiger Beifall zu Theil geworden wäre? Wenn . . ."

— „Nein, mein Temperament war dazu nicht geeignet. Ich habe ja in meiner Jugend eine Zeit, wenn auch nicht an einem Fürstenhofe, so doch im Hause eines hochstehenden Mannes gelebt. Sie wissen wohl, daß ich eine Weile beim Grafen Stadion zubrachte. Obschon meine Stellung eine sehr bescheidene war, konnte ich, wenn ich darnach angethan gewesen wäre, mich leicht zu einer Art Mittelpunkt der Gesellschaft machen; denn das ganze Haus war ein hochgebildetes und hätte sich für einen jungen Dichter interessirt, der mit seinen Schöpfungen hervorgetreten wäre. Aber ich war ein scheuer Mensch, der die Einsamkeit, die Freiheit in ihrer tiefsten Bedeutung, die persönliche Unabhängigkeit suchte. Ich mochte nicht einmal vom Beifall abhängig sein, und dafür bin ich natürlich später bestraft worden."

„Bestraft", frug ich, „Sie bestraft? Sie haben bestraft, das Publicum bestraft, das auf Eines Ihrer Stücke nicht einzugehen vermochte. Sie haben die Thür zugeschlagen, um sie nie wieder zu öffnen, was — verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit — nicht recht war."

— „Ob es recht war oder nicht, darüber will ich nicht streiten", erwiederte der alte Herr, offenbar von meinem Freimuthe in dieser Beziehung nicht angenehm berührt; „aber ich bin eben so ein Mensch der sich in die Anderen nicht schicken kann. Ich kann es wirklich nicht. Das Publicum hat mich nicht mehr verstanden und ich verstand das Publicum nicht mehr. Vielleicht hätte ich mir Mühe geben sollen es zu verstehen, aber ich habe mich mein ganzes Leben nicht in die Anderen finden können. — Ich kann nichts dafür."

Ich blickte vor mich und auf den Himmel hinaus. Grillparzer sah mich an, aber ich erwiederte den Blick nicht, um in bescheidener Weise den Mangel meiner Zustimmung anzudeuten.

— „Sie glauben es nicht", fuhr er fort, „weil Sie sich das Wesen eines Wildfanges nicht vorstellen — oder besser gesagt: sich einen Wildfang, der unzähmbar wäre, nicht vorstellen können. Ich war aber ein solcher und zwar in dem Grade, daß mir der Umgang mit Menschen nur zeitweise Bedürfniß, das Hauptverlangen meiner Natur aber Einsamkeit war — diejenige Einsamkeit, die allein Unabhängigkeit gewährt, welcher Hang mich von Vielem abgehalten hat, das ich vielleicht hätte thun sollen. Aber jedes Verhältniß, das ein fortwährendes Zusammensein oder auch nur ein öfteres pflichtmäßiges Verkehren — wie dies z. B. auch bei Stadion der Fall war — in sich schloß, hat mir Scheu eingeflößt. Denn da ich niemals rücksichtslos sein konnte, hat mir die Umgebung von Menschen immer einen Zwang auferlegt, dessen Last mir nur zeitweise durch gar liebe gute und vortreffliche Menschen, denen ich begegnete, aufgewogen wurde. — Warum lächeln Sie?"

„Ich habe", erwiederte ich, „zwei Anlässe zu lächeln — zwei Wahrheiten, die ich soeben aus Ihren Worten gefunden. Erstens, daß Sie, den man gewisser Worte wegen für einen conservativen Geist hält, daß Sie der freiheitsdurstigste Mann sind, den man sich denken kann."

— „Das bin ich, wenn Sie nämlich Freiheit mit

Unabhängigkeit verwechseln — was nicht dasselbe ist. Unter Freiheit versteht man eine Freiheit des Handelns und der Bewegung, die oft die Freiheit eines Andern beschränkt. Wer die Freiheit begehrt einem Andern eine Katzenmusik zu bringen, der greift schon so stark in das Recht seines Nachbars ein, wie ich nie die Berechtigung dazu einräumen oder fordern möchte. Unabhängigkeit ist aber nur das Bedürfniß mich um Andere nicht zu kümmern!"

„Richtig", fiel ich ein, „und der unabhängige Dichter hat sich daher auch um den zufälligen Geschmack eines Publicums nicht zu kümmen. Er geht ruhig seinen Weg."

— „Ich habe Ihnen aber gerade gesagt, daß ich das Recht der Katzenmusik niemandem einräume."

„Ja", versetzte ich lachend, „Sie gestatten aber, daß man Ihnen Serenaden, Beifallsserenaden bringt — und die eine Concession schließt folgerichtig und auch nach dem Metternichschen System die andere in sich."

— „Ich weiß nicht auf was Sie sich beziehen."

Ich erzählte, daß, als die vierzehnjährige Militairdienstzeit, damals Capitulation genannt, abgeschafft wurde, allgemeine Freude geherrscht und da mein Vater redlich auch das Seine zu dieser humanen Maßregel beigetragen hatte, so nahmen wir alle auch an der Sache Theil und freuten uns auf die Ovation, die man dem Erzherzog Karl als obersten Befehlshaber der Armee darzubringen beabsichtigte. Da kam jedoch die Weisung Demonstrationen der Freude seien eben so wenig gestattet als Manifestationen des Mißfallens."

— „Das war richtig gedacht nach der damaligen

Ordnung, denn die Erlaubniß die ersteren darzubringen gab ja auch die Berechtigung die letzteren an den Tag zu legen."

„Ja aber", fuhr ich fort, „eben deshalb muß der Dichter, welcher den Ausdruck des Beifalls hinnimmt, auch . . . Aber ich war heute so dreist wie noch niemals; und wissen Sie warum? — Weil Sie so besonders artig, verbindlich, galant gegen mich gewesen."

— „Galant? ich galant? Hört es denn niemand. Ist denn niemand in der Nähe?" rief Grillparzer lachend. „Meine Hausfräulein? wenn sie doch da wären! Das hat mir noch niemand gesagt."

„Und ich will Ihnen", versetzte ich, indem ich aufstand, „eh' ich das Weite suche, noch die zweite Wahrheit mittheilen, die ich heute gefunden. Ich habe nämlich neben Ihrem rothen Freiheitsdrang auch entdeckt, daß man, um Ihres Wohlwollens theilhaft zu werden — recht selten kommen — wo möglich große Reisen bei schlechter Jahreszeit machen und spät heimkehren müsse, um das Gefühl zu gewinnen, daß man Ihnen willkommen sei."

Grillparzer sagte scherzend, indem er mir meinen Pelz umlegte, daß der Himmel ja auch über Ein Schaf, das zur Heerde wiederkehre, mehr Freude empfinde, als über neunundneunzig dagebliebene, daß er nicht gerechter sein wolle als der Himmel, daß es aber bei mir auf einen hohen Grad von Verwöhnung und Verderbtheit hinwiese wenn ich jedesmal so empfangen sein wollte, wie nach fast dreivierteljähriger Abwesenheit.

Herbst 1870 bis Januar 1871.

Zwei Polen in Weimar. Achtzigster Geburtstag. Sparsamkeit der Frauen. Deputation.

Der August war kalt und regnerisch gewesen und als ich Mitte September von Marienbad kam, fand ich Grillparzer schon in der Stadt. Die schlechte Witterung hatte ihn ungeduldig gemacht; ärgerlich hatte er den Sommeraufenthalt in Baden aufgegeben und saß nun, ein Buch in der Hand, bei sonnigem Wetter in seinem Zimmer nah' dem Fenster an der gewohnten Stelle.

Er frug, wie es gegangen, sprach aber sogleich, da er erfuhr daß ich in Marienbad mit Familien verkehrt, deren Angehörige im Felde standen, seine Verstimmung und sein Bedauern über die kriegerischen Vorgänge aus, welche der gepriesenen Humanität des neunzehnten Jahrhunderts so arg in's Gesicht schlügen, nur der Anfang eines langen Blutvergießens sein würden und wollte von meinen Nachrichten nichts wissen.

— „Ich beklage", sagte er, „die Zukunft Oesterreichs — ich kann mit Preußen nicht sympathisiren — Frankreich wäre uns ein besserer Bundesgenosse als Preußen, das am Ende nicht Deutschland, sondern sich im Auge habe, wie ja aus dem Annectiren Hessens, Nassaus,

und Hannovers hervorgehe, die man nicht zum Bunde, sondern zum Aufgeben der eigenen Selbstständigkeit zwang."

Ich wollte diese bessere Bundesgenossenschaft bezweifeln, in welcher der dritte Napoleon Oesterreich gerade so behandelt hatte wie der erste, indem er uns, weil er eines Krieges für sich und die Franzosen bedurfte, die Lombardei und später auch Venedig entriß; eine Bundesgenossenschaft, an deren Treulosigkeit und Habgier wir nur eben so gewohnt wären, daß wir uns nichts Bessern versähen. Wenn vom humanen Standpunkte aus uns die Franzosen leid thäten, müßte man bedenken, daß sie jetzt nur zurück erhielten, was sie an Demüthigung, Elend und Gewaltthaten seit Jahrhunderten über Deutschland gebracht hätten, bis endlich deutsche Mütter ein paar Söhne geboren, welche den deutschen Michel zu führen verständen und der Staatskunst unserer Gegner gewachsen seien.

— „Darin haben Sie Recht, und wie unangenehm diese Preußen auch sein mögen", erwiederte Grillparzer, „und wie betrübend vom humanen Standpunkte aus auch der Blick auf eine lange Reihe von blutigen Kriegen ist — denn das werden sich diese stolzen, tapfern, auf ihren Kriegsruhm eitlen Franzosen nicht gefallen lassen — sie werden sich ergeben, einen Frieden eingehen, wenn es nicht mehr anders sein kann, und sich ein anderes Mal zu rehabilitiren suchen — so traurig also, sage ich, eine Perspective auf lange blutige Kriege ist, das muß man Preußen zugestehen, daß die Regierung eine starke, daß sie weiß, was sie will und daß man seit Jahren

auf bestimmten Wegen fortgeht. Als Friedrich Wilhelm der Dritte durch die Anstrengung der ausgezeichnetsten Leute: Stein, Gneisenau, Scharnhorst und wie sie sonst geheißen, gerettet worden war, schenkte er ihnen sein Vertrauen und sie haben dann alles auf die Bahnen eines intelligenten Fortschrittes geleitet."

Ich erlaubte mir zu bemerken, daß es diesen Leuten doch gewaltig schwer gemacht worden sei.

— „Schwer, aber doch nicht unmöglich, während das Metternich'sche System nur alles zurückdrängen wollte — wer eine Vorstellung machte, fiel in Ungnade, wurde nie wieder angehört. Zu Maria Theresia's Zeiten war das anders — sie hat aus Widerwärtigkeiten gelernt, sie hat wahre Freunde gehabt und sich vieles abnöthigen lassen durch die Macht der Vernunft und die Gewalt der Verhältnisse, welche ihrer Einsicht einleuchteten und sie zu veränderten Maßregeln bewogen ... Es wird oft von Leuten gesprochen, die in Kunst und Wissenschaft das wahre Talent förderten, von Monarchen, die Großes leisteten und von denen es heißt, sie seien ganz unbedeutende Menschen gewesen, die sich von fremdem Rath hätten leiten lassen, überall von ihren guten Rathgebern beherrscht worden wären. Das ist ganz verkehrt! Um die eigene Mangelhaftigkeit zu erkennen und die rechte Capacität für eine gewisse Sache zu errathen, sich zu verläugnen, sich ihr unterzuordnen, dazu bedarf es einer Erkenntniß, eines richtigen Instinctes und eines ausdauernden Charakters, die an und für sich schon den Menschen, der solche Eigenschaften hat, zu etwas machen. Und wenn ich höre, daß einer ein dummer Mensch sei,

aber gescheiten Rath anhört und befolgt, muß ich lachen. Denn um den gescheiten Rath als solchen zu erkennen, muß man selbst schon ein gescheiter Mensch sein, wenn man auch gerade selbst schwierigen Lagen nicht gewachsen ist. Louis Napoleon ist offenbar ein derartiges Individuum, denn seit Walewski, Morny und wie sie Alle geheißen haben, die durchtriebenen Politiker die seinen Thron gehalten haben, ihm fehlen, seitdem macht er einen falschen Schritt nach dem andern, und da er durch sein intriguantes System lauter Feinde großgezogen hat sind ihm die Dinge über den Kopf gewachsen, so daß seine eigene Hauptstadt ihn ohne Widerrede absetzt. Aber lassen wir das. Es interessirt mich vielmehr zu erfahren, wie es Ihnen in Marienbad gegangen. Unter Andern möcht' ich wol wissen, ob dort noch Erinnerungen an Goethe vorhanden sind?"

Ich berichtete wie ich allem Derartigen nachgespürt, aber sehr wenig gefunden habe. Das Haus, wo er gewohnt, steht noch und es wird eine dunkle Geschichte erzählt, daß der Kaiser von Rußland (Alexander?), als er selbst einmal in der Curzeit alle Räumlichkeiten desselben inne hatte, da Goethe kam, ihm das gewohnte Zimmer habe einräumen lassen. Aber niemand lebt mehr, der auch nur traditionell sicheren Bescheid geben konnte. Hingegen war der Goethe-Platz, ein auf halber Höhe eines waldigen Hügels gelegener Spaziergang, der Ort nach welchem wißbegierige Curgäste gewiesen wurden.

Das Gespräch kam auf das schlechte Wetter und auf die Lectüre dieses Sommers. Grillparzer hatte zu

der Badener Leihbibliothek seine Zuflucht genommen und sprach mit Achtung von gewissen Talenten zweiter Größe, die das Publicum, das außerhalb dieser Leih-Institute lese, gar nicht kenne. Namentlich hob er die Schriften Galen's (Lange's), die meistens auf die Insel Rügen Bezug haben, hervor und schien sich für das kleine Werk Bratranek's — „Zwei Polen in Weimar“ — zu interessiren. Es behandelte die zur Zeit der achtzigsten Geburtsfeier im Goethe'schen Hause waltenden geselligen Verhältnisse und bestand aus Briefen, die der polnische Dichter Odyniec darüber geschrieben, Bratranek in einer alten Krakauer Zeitschrift entdeckt, übersetzt und Ottilien von Goethe gewidmet hatte. Diese schrieb nach Marienbad, daß, ungeachtet mancher auf Persönlichkeiten bezüglichen Unrichtigkeiten, kein Schriftsteller die Darstellung des im Goethe'schen Hause zu jener Zeit herrschenden Tones so gut getroffen habe, als dieser Pole, und da Grillparzer dies hörte, wünschte er das Buch zu sehen. Ich sandte es natürlich mit größter Freude, allein es war Ursache, daß ich längere Zeit mied einen Besuch zu machen. Denn jene zu Goethe's Jubelfeier veranstalteten Festlichkeiten erinnerten allzu sehr an Das, was sich für Oesterreichs Dichter zu gleichem Zwecke eben vorbereitete, und diese Vorbereitungen konnten nach seiner Sinnesweise ihm nichts weniger als angenehm sein. Aus den Zeitungen erfuhr er täglich, welche Anstrengungen gemacht wurden, um ihn zu seinem achtzigsten Geburtsfeste zu überraschen und diesen Tag zu verherrlichen, und gute Freunde erzählten ihm von dem tactlosen Betragen so Mancher,

die in wohlmeinender, aber zudringlicher Weise Beiträge zu einer Stiftung sammelten, welche seinen Namen tragen sollte. Als ich jedoch zu Neujahr erschien fand ich ihn sehr munter. Der kleine Fußteppich, den wir zu Weihnachten gestickt, lag unter dem Schreibtische ausgebreitet, ein Umstand, welcher bei der vorherrschenden Abneigung gegen jede Neuerung oder Veränderung als ein Zeichen guter Stimmung gelten mußte, und da ich eintrat rief er mir freundlich

— „Ah, meine Frau Astronomin!“

entgegen. Auf meine Frage wie es gehe, erwiederte er in heiterem Tone:

— „Schlecht — o schlecht! Ich bin tauber als je und jetzt wollen alle kommen und mit mir sprechen. Ich helf' mir freilich damit, daß ich jeden reden lasse, was er will — was ja auch bei Nicht-Tauben das Klügste ist, was sie thun können. Da kam gestern ein Verwandter, ich hörte ihm sehr aufmerksam zu bis an's Ende, allein ich weiß nicht ein Wort von dem, was er gesprochen hat.“

Auf meine scherzhafte Bemerkung, wie schmeichelhaft und erfreulich dies für Besucher sei, sagte der alte Herr etwas Freundliches, wofür ich wiederholt betonte, daß es ja nicht darauf ankäme, daß er verstände, was die Anderen sprächen, sondern nur darauf, daß die Anderen hörten, was er sage.

— „Und doch ist es gerade als wenn die Anderen taub wären und mich nicht verständen. Allen möglichen Unsinn erzählen sie, den sie von mir wollen gehört haben. Und nicht genug damit, sie lassen ihn auch noch

drucken. Letzthin stand erst wieder in der Zeitung, ich hätte gesagt, Thoas spräche wie ein Weimarscher Hofrath. Ich habe allerdings das Wort Hofrath ausgesprochen, allein es bezog sich auf die ganz untergeordnete Person des Abgesandten *), der in etwas steif gemessener Weise auftritt. Von dem sagte ich scherzend er spräche wie ein taurischer Hofrath. Von Thoas so etwas zu sagen wäre geradezu eine Dummheit. Solches Geschwätz macht mir Begegnungen mit Fremden immer schwerer und man sieht daraus, daß die Leute nur kommen, um irgend etwas zu haben für die Zeitungen."

Ich erwiederte, daß das unser alter Zwist sei — „Nein und abermals Nein, die Menschen drängten sich in diesen Tagen nicht aus Neugier heran, sondern aus wahren Interesse und herzlicher Theilnahme."

— „Davon habe ich bisher wenig bemerkt — einige Ausnahmen abgerechnet", setzte er sich verbessernd hinzu.

„Sie sind ungerecht", rief ich. „Ich hätte bald etwas Schlimmes gesagt —"

— „Sagen Sie 's nur —"

„Sie werden mich tödten", erwiederte ich scherzend.

— „Sie wollen mir schmeicheln — ich seh' gerade darnach aus —"

„Ich wollte sagen", versetzte ich zögernd, „das ist Männerlogik."

— „Oho."

„Ja", fuhr ich fort, „Sie sperren sich ein, Sie halten sich den Menschen fern, man wagt sich nicht heran an

*) Arkas?

Sie; Ihnen seine Huldigung darzubringen wäre ein Kunststück! — Was sollen die Leute thun, damit Sie die Liebe und Verehrung bemerken, mit welcher man Sie umgiebt."

Grillparzer meinte, daß diejenigen, die es ihm gut meinten, dazu doch Mittel und Wege fänden.

Das Gespräch drehte sich hierauf um Familienverhältnisse und Tagesbegebenheiten und wurde durch die Nachricht unterbrochen, daß Diener des Burgtheaters da wären ihre Neujahrswünsche darzubringen. Ein Heft wurde auf den Schreibtisch gelegt und Grillparzer erhob sich, öffnete eine Schublade und sandte von einem Häufchen bereit liegender Guldennoten ein Päckchen hinaus.

Ich machte Glossen darüber, daß fromme Wünsche hier so gut honorirt würden und da ich erfuhr, wie viele derartige kostspielige Huldigungen dargebracht würden, meinte ich, das beste Mittel dagegen sei die Prämie dafür herabzusetzen.

— „Darin sind alle Frauen gleich; sparen und ersparen wollen sie alle und sie haben ganz eigentlich eine Leidenschaft dazu. Ich glaube, wenn man ihnen die Wahl ließe, ein Kapital auf einmal zu erwerben, geschenkt zu bekommen oder es mühsam zu ersparen, ich glaub' wahrhaftig, sie wählten das letztere."

„Für den Spott ist allezeit gesorgt", erwiederte ich, „bald nennt man uns knauserig und geizig, bald sind wir Verschwenderinnen, die aus Putzsucht und Freude am Luxus die armen Männer zu Grunde richten."

— „O ja, solche giebt es auch, aber das ist eine

andere Gattung, das sind schon egoistische und verderbte Frauen — aber die braven und guten, die ich meine, sind durchaus sparsam. Nicht einen Gulden lassen sie Einem geben, ohne zu bedenken, ob nicht ein halber auch genug wäre."

„Aber sie geben den ganzen selbst, wenn sie es am Platz finden und wollen nur nicht, daß etwas verschleudert werde", erwiederte ich. „Wenn Sie aber schon solche Beobachtungen anstellen, werden Sie auch bemerkt haben, daß die guten Frauen, von denen Sie zu sprechen ausdrücklich hervorhoben, daß diese nur sparen, um geben zu können. Frauen, die für sich selbst knausern, giebt es gewiß weniger, als geizige Männer."

— „Ja, das ist wahr, und ich sage noch mehr! Die Frauen sind wohlthätig und wenn sie geben, so ist das ihre Stärke — sie geben mit Bewußtsein, selbst wenn sie mehr geben, als sie sollten und wollten. Das Geben ist ihre Kraft — bei uns, wenigstens bei mir ist es nur Schwäche."

Ich suchte Grillparzer aus seiner eigenen Handlungsweise zu widerlegen; er gab jedoch, was ich vorbrachte, nicht zu, und so mußte ich zu einem äußersten Argument greifen. Vor einigen Jahren kam der Dichter Sch . . . hierher, um die Aufführung eines Stückes auf dem Burgtheater zu leiten, und erkrankte plötzlich. Grillparzer, der davon erfuhr, Sch . . . aber nur ganz wenig kannte, wurde so ergriffen von den möglichen Eventualitäten einer solchen Lage, daß er Fräulein Kathi Fröhlich ersuchte, sich nach den Umständen des Fremden zu erkundigen, um ihn, wenn er dessen bedürfte,

auf zarte Weise mit den nothwendigen Mitteln zu versehen. Es ergab sich jedoch, daß der Kranke in guten Verhältnissen lebe und in einem der ersten Hôtels wohne. Auf diese Geschichte mußte ich mich beziehen, um meinen Gegner der Unwahrheit zu überführen und über seine Selbstverläumdungen zu scherzen.

— „Haben Ihnen die Fröhlich das erzählen müssen! Ich kann mir denken, mit welcher Vorliebe sie so etwas berichten . . . Und sehen Sie, gerade das beweist für mich! Es that ihr beinah' leid, daß Sch . . . in so guten Verhältnissen war, weil dadurch die Gelegenheit wegfiel, mich als großmüthigen Menschenfreund und Dichtercollegen hinzustellen — während ich mit meinem kalten Sinn froh gewesen bin, daß Hülfe überflüssig war und ich mein Geld behalten konnte."

Wenige Tage vor dem achtzigsten Geburtsfeste (am 12 Januar) ging ich wieder zu Grillparzer. Ich wollte ihn darauf vorbereiten, daß eine Damendeputation zu ihm kommen würde, und die Namen der Frauen vorher nennen, die er, wenn mehrere um ihn her wären, möglicher, ja wahrscheinlicher Weise nicht verstehen würde. Als ich das Haus betrat, erblickte ich zwei männliche Gestalten, eine kleinere, brünette untersetzte, eine große blonde, hagere in schwarzem Frack und hellen Handschuhen, offenbar eine Deputation. Da ich die Herren mit dem Hausbesorger sprechen sah, eilte ich rasch an ihnen vorbei die Treppe hinauf, um meine Angelegenheit vorzubringen, eh' man mir nachkam, und freute mich, den Jubilar ungemein guter Laune zu finden. Ich berichtete schnell, daß Gratulanten mir auf dem Fuße

folgen und daß ich etwas Unangenehmes mitzutheilen hätte.

— „Gott im Himmel, was denn?“

Ich erinnerte Grillparzer, wie er mir immer gesagt, den Gefallen, seinen achtzigsten Geburtstag zu feiern, werde er mir doch nicht erzeigen, und ich käme nun —

— „Warten Sie nur — er ist ja noch nicht da — es fehlen noch drei Tage — was kann in drei Tagen alles geschehen!“

Ich glaubte meiner Sache sicher zu sein, erzählte mit wenigen Worten den Hergang und daß am Sonntag eine Deputation von drei Damen bei ihm vorsprechen würde. Grillparzer lobte mit allzu freundlichen Worten meine Vorsorge, da er sonst gewiß, wenn mehrere zugleich kämen, keine Ahnung haben würde, wer die Anwesenden seien, wenn es ihm auch noch so laut zugeschrieen würde. Er frug hierauf nach der Deputation der beiden Herren, welche ich als auf der Treppe herankommend angekündigt hatte, und sagte, wie schwer es ihm werde, derlei Besuche anzunehmen, bei welchen er vermuthen müsse, ja gewiß sei, daß jede Ungeschicklichkeit, die er aus Verlegenheit begehe, weiter erzählt würde.

Ich erwiederte, das werde bei uns Damen gewiß nicht der Fall sein; er möge die Versicherung annehmen, daß ob er sprechen oder schweigen, was er thun oder sagen werde, wir es nicht weiter erzählen wollten; wenn daher irgend etwas darüber gedruckt erscheinen sollte, möge er es als freie Erfindung des „Federviehes“ ansehen.

— „Wenn ich das weiß, werde ich mir gütlich thun und mich recht närrisch geberden“, sagte Grillparzer lachend; aber in diesem Augenblicke öffnete die Dienerin die Thür und meldete:

„Eine Deputation der Volksschullehrer.“

Schnell erhob sich der Greis und wollte mich noch an die Thür geleiten, als der Blonde und der Braune, die ich bereits im Thorwege gesehen, mit ehrerbietigem Gruß eintraten.

— „Meine Herren“, sagte Grillparzer mit Würde, indem er seine abgemagerte, zusammengekrümmte Gestalt nach Möglichkeit aufrichtete — „Sie sehen einen alten tauben Mann vor sich.“

Während der Blonde mit feierlichem Ernst die Worte begann

„Die Volksschullehrer wenden sich durch uns an Sie, Herr Hofrath . . .“

schlich ich leise hinaus. Selbstverständlich habe ich von dem, was sich während der Anwesenheit unserer Deputation begab und gesprochen wurde, auch nichts erzählt oder niedergeschrieben.

Februar 1871.

Nach dem achtzigsten Geburtsfeste. — Familie Stadion.

Zur Zeit der achtzigsten Geburtstagsfeier Grillparzers hatte ich dem Grafen Karl Lanckoronski versprochen ihn bei dem Dichter einzuführen und demgemäß bald nach dem Feste die Bitte angebracht, den jungen Mann vorstellen zu dürfen, indem ich zugleich anführte, wie dieser durch seine Verwandtschaft mit dem gräflichen Hause Stadion in den Traditionen pietätvoller Verehrung aufgewachsen, außerdem durch seltene Bildung und noch selteneres Verständniß für Kunst und Poesie der Theilnahme der Besten werth sei.

— Grillparzer antwortete in freundlichster Weise, „daß wer so feurig empfohlen werde ihm gewiß willkommen sei, daß ein Angehöriger jener Familie aber jedenfalls ein besonderes Anrecht darauf habe herzlich begrüßt zu werden. Nur möchte auch er nicht in dem Zustande von Auflösung, in welchen ihn sein achtzigster Geburtstag versetzt, sich einem jungen Mann zeigen, der sich später vielleicht wieder daran erinnern könne und er bitte daher um vierzehn Tage Aufschub, bis er wieder so weit „in Stand gesetzt" sei als dies überhaupt bei ihm noch möglich.

Nun aber war der zu diesem Aufschub bestimmte Termin längst vorüber und ich eilte in Begleitung des Angemeldeten nach dem wolbekannten Hause, nach den wolbekannten Stuben, in deren erster am Fenster der prächtige Lorbeerbaum stand, welcher, aus schönem grünem Majolikakübel empor wachsend von der Erzherzogin Sophie zum Geburtsfeste gespendet worden war.

Ich stellte meinen Begleiter vor.

„Ich bin erzogen in der Verehrung gegen Sie", sagte dieser, sich ehrerbietig verneigend, „und schätze mich glücklich Ihnen dieselbe persönlich ausdrücken zu dürfen."

— „Es thut mir leid, daß Sie mich so alt und hinfällig vor sich sehen; ich war nicht immer so, wie ich Ihnen jetzt erscheine, da mich das Alter niederbeugt und ein unglücklicher Fall, den ich vor sieben Jahren in Steiermark that, meine Kopf- und Gehörnerven so zerrüttet hat, daß ich nicht nur nicht mehr hören, sondern oft nur mit Mühe sprechen kann, und mir oft die Gedanken so vergehen, daß ich das rechte Wort nicht mehr finde und ich — ich —"

„Und ich immer noch dabei den anderen Menschen überlegen bin", fiel ich scherzend ein.

— „Man sollte gar nicht so alt werden", fuhr Grillparzer fort, „denn man steht auf einer Stufenleiter, die aufwärts und abwärts geht und mit den Jahren kommt man zurück zur Stufe, wo der Pöbel steht und wo die Kindheit anfängt — und da steh' ich gerade."

Wir lachten. „Was soll man darauf antworten, was nicht eine Plattitüde wäre!" rief mein Begleiter.

— „Ich versichere Sie, es ist so, und wenn man alt ist, weiß man nichts mehr von sich, von der Welt, von den Anderen. Wenn ich meine „Ahnfrau" jetzt lese mit all' den Gespenstern und Spukgestalten, so bin ich wol geneigt den Kritikern Recht zu geben, die diese Hinneigung zum Uebernatürlichen tadeln; aber die Wirklichkeit und die wirklichen Menschen waren mir zum großen Theil unerträglich; ich mußte mich in eine andere Welt flüchten und mir eine neue Umgebung erschaffen, die mich entschädigen sollte für die wirkliche, in der ich es nicht aushielt."

„Sie haben", fiel ich ein, „für diese Ihnen unleidliche Welt so Schönes geleistet, daß sie für Sie den Werth haben muß, den ein unartiges Kind dennoch und dennoch für seine Mutter hat."

— „Diese Zeit des Leistens ist bei mir schon allzu lange vorüber. — Wenn ich jetzt einen Brief schreiben will, gehorcht der Gedanke nicht meinem Willen, das Wort nicht meinen Gedanken, die Hand nicht dem Wort und sogar die Feder parirt nicht mehr der Hand. Da fühlt man, daß man tief unten angelangt ist und alles wird Einem zur Last, weil alles eine Mühe oder eine Plage ist."

„Sie sollten aber gar nicht schreiben, wenn es Ihnen solche Anstrengung kostet", sagte Graf Lanckoronski.

— „Es giebt doch Dinge, die dazu nöthigen, Briefe, die geschrieben sein sollen — Personen, die meiner zum achtzigsten Geburtstage gedacht und denen ich antworten möchte."

„Haben Sie den Brief an die Königin von Preußen geschrieben?“ frug ich.

— „Ja, Gott sei Dank, er ist geschrieben. Die Königin von Preußen“, fuhr Grillparzer gegen den Fremden fort, „hat mich zu meinem achtzigsten Geburtstage mit einem Briefe beehrt, für welchen zu danken eine Ehrenpflicht für mich war, auf welchen zu antworten ich wirklich schwer Anhaltspunkte gefunden hätte. Aber sie nennt sich in diesem Briefe eine „Tochter von Weimar“, und Weimar — das muß man zugestehen — hängt mit allem zusammen, was für Deutschlands Literatur Bedeutung hat. So habe ich ihr auch in diesem Sinne geantwortet; denn es war freundlich von ihr, daß sie meiner gedacht in dieser Zeit, die für Sie so vieles mit sich brachte und in der ihr so viel Ehren, aber auch Pflichten zufielen, und diesen hat sie sich, wie man hört, mit größter Bereitwilligkeit unterzogen, sich als eine wahre Vorsehung der Verwundeten gezeigt. Das alles nimmt in Anspruch, um sie her ist noch große Bewegung und in diesem Gewirr hat sie an meinen armseligen Geburtstag gedacht — denn ich glaube, sie hat wirklich selbst daran gedacht; ich wüßte nicht, wer in ihrer Umgebung es gewesen sein sollte.“

Graf Lanckoronski sprach seine Freude darüber aus, daß überhaupt eine derartige Manifestation von dorther zu diesem Festtage gekommen sei und Grillparzer erging sich nun mit ihm in Erinnerungen an die gräfliche Familie Stadion, in deren Kreis er einige Zeit zugebracht hatte.

— „Es war eine vortreffliche Familie, der alte Graf

ein ausgezeichneter Mann, ein vorzüglicher Cavalier von der Art, wie es deren jetzt nur wenige mehr giebt. Die Söhne und Töchter standen ihm nicht nach und alle haben sich gegen mich überaus gütig gezeigt. Ich aber war damals in übler Verfassung, denn ich sollte Geschäfte führen und zugleich der Gesellschaft angehören und das ließ sich oft für mich nicht vereinen; es kam eine tiefe Verstimmung über mich, welche mich auch veranlaßte aus einem Verhältniß zu treten, in welchem ich schwerfällig und ungeschickt erschien, und es auch war."

„Die Leute hielten Sie für menschenfeindlich, wie alle, die etwas scheu und nicht leicht verständlich sind", sagte ich dazwischen.

— „Und ich war stets ein warmer Menschenfreund, aber freilich ein noch größerer Freund der Wahrheit und dieser begegnet man im großen Verkehr selten — eher noch bei Frauen als bei Männern. Das hat mich immer mehr zu jenen gezogen und ich gelte als ein großer Weiberfreund. Ueber alles Andere herrscht aber bei mir das Bedürfniß allein zu sein, der Drang nach Einsamkeit und Natur — und eben das Natürliche war es auch, was mich bei den Frauen anzog, während die Männer — namentlich die Deutschen — immer etwas außer sich suchen, das sie erreichen wollen und das sie unwahr macht.

Grillparzer, der leidenschaftliche Oesterreicher vergangener Zeiten, konnte diesen Zug nach äußerer Geltung, nach nationaler Mündigkeit und politischer Einigung an dem Deutschen seiner Natur nach nicht verstehen.

— „Ich kann nicht helfen", fuhr er fort, „ich habe

es immer so gefunden, und früher, da sie noch bescheiden waren, konnte man eher darüber hingehen. Ich habe vor kurzem ein paar Zeilen darauf gemacht —"

„O, lassen Sie hören", baten wir.

Grillparzer sagte eine vierzeilige Strophe her, die er recitirend verbesserte und die ich schnell niederschrieb; sie lautete:

> „Als die Deutschen noch bescheiden nach alter Weise,
> Sprach ich gern ein Wort zu ihrem Preise;
> Nun, aber da sie sich selber loben,
> Fühl ich mich fürder der Müh' überhoben."

„So, nun setzten wir der Sache die Krone auf", rief ich, indem ich das Blatt auf ein Buch legte, und mein Begleiter ihm die Feder reichte. „Sie schreiben Ihren Namen darunter und Graf Lanckoronski soll damit ein Andenken haben."

Der alte Herr that es lächelnd, während Graf Lanckoronski dankend versicherte, daß diese Zeilen ihn als Erinnerungszeichen durch's Leben begleiten würden.

Offenbar waren unterdessen Gedanken an die Vergangenheit in Grillparzer lebendig geworden und mit erneuerter Wärme gedachte er der Stadion'schen Familie, namentlich des Sohnes Franz, des edlen patriotischen Mannes der (1850) nach der Intervention der Russen in Ungarn gebrochenen Herzens und gestörten Geistes, an Oesterreichs Zukunft verzweifelnd, gestorben war.

— „Sein Vater, der Staatsminister", sagte Grillparzer, „war auch ein warmer, österreichischer Patriot und hatte dem Staat und dem Kaiser große materielle

Opfer gebracht, wie ich durch die Stellung, in der ich im Hause war, Gelegenheit hatte Einblick zu nehmen. Demungeachtet verlor er unter Kaiser Franz Amt und Einfluß und er, der Oesterreich regiert hatte und alle politischen Verhältnisse auf's genaueste kannte, trat als Finanzminister in einen ihm so fremden Wirkungskreis, daß er mir selbst einmal sagte: Als ich das Ministerium des Aeußern führte, wußte ich zu befehlen; seit ich aber Finanzminister bin, muß ich meine Hofräthe um Alles fragen. Dabei war er ein Mann von seltener Bildung, freigebig und wohlthätig im höchsten Maße und alles Gute fand in ihm einen Beschützer, wie es ja in dem Begriff des Adels lag."

Ich erwähnte, daß ich soeben eine Biographie Karl Maria von Weber's — von seinem Sohne Max Maria geschrieben — läse, in welcher dieser sich gleichfalls im Lobe der damaligen österreichischen Aristokratie ergehe und die Art und Weise rühme, wie sie die Künste und Talente unterstützt hätten, wie Tomaschek bei Buquoy, Haydn bei Esterhazy ihre Existenz gesichert gefunden und daß dabei von einem Grafen Wrtby, von dem man im Publicum wenig gehört, die Rede sei, welcher gleichfalls viel gethan haben sollte.

Grillparzer erinnerte sich dieses Namens gar wohl, betonte aber zugleich, daß „sein Graf Stadion" in anderer Weise gewirkt und Schutz gegeben habe, mehr in staatlicher und politischer, denn in künstlerischer Richtung. „Graf Stadion hatte", fuhr er fort, „das Gefühl, daß es etwas bedeute, dem Staat zu dienen, daß es seiner Stellung gemäß sei Opfer zu bringen, und

Pflicht etwas vorzustellen, was seinem Stande zur Ehre, der Stelle, die er einnahm, zum Nutzen gereichte. Er war zugleich der einzige von den großen Herren der damaligen Zeit, der in meiner Jugend mir wolwollend und freundlich entgegen kam und auch einer der Ersten, denen ich meinen Ottokar vorlas. Er besaß nebst vielen anderen Tugenden auch noch die Eigenschaft, die Gesellschaft von Menschen, die ihm langweilig, ja in ihrer anspruchsvollen Beschränktheit offenbar zuwider sein mußten, mit weltmännischer Geschmeidigkeit zu ertragen — was ich nie gekonnt habe und damals in Jamnitz weniger als je. Ich war ein recht mürrischer, einsilbiger Gesell und bitten Sie ja Ihre Mutter *) — die, wie ich hoffe, noch am Leben ist — in meinem Namen wegen meiner damaligen Langweiligkeit um Verzeihung. Mit den wärmsten Empfehlungen an alle Mitglieder der Familie Stadion, die sich seiner erinnerten, mit Gruß und Händedruck schieden wir.

*) Die Tochter des Grafen Stadion, auf welche sich des Greises Erinnerungen bezogen, war die Wittwe des Oheims, Tante nicht aber Mutter Graf Karl Lanckoronski's, ein Umstand, den dieser, um nicht die Zeit mit Familienerklärungen hinzubringen, auf sich beruhen ließ.

Herbst 1871 bis Januar 1872.

Baden-Baden. Sehnsucht nach dem Tode. Ben Jonson. Letzte Besuche.

Als ich zu Ende des Sommers 1871 in Baden-Baden einer besonderen Angelegenheit wegen eine Audienz bei der deutschen Kaiserin Augusta erbat und erhielt, erlaubte ich mir am Ende der Unterredung aus dem in der Mitte des Tisches stehenden Korbe eine Blume für Grillparzer zu verlangen.

„Für Grillparzer?“ erwiederte die hohe Frau — „sehr gern. Ich habe ihm ja zu seinem achtzigsten Geburtstag geschrieben, als Tochter von Weimar.“

„Und dieses glückliche Wort“, versetzte ich, „das allenthalben wiedergeklungen und große Freude bereitet hat, ist es eben, das mir den Anlaß zu meiner Bitte gibt.“

„Eine Blume“, sagte die Kaiserin gütig, „ist gar zu vergänglich. Ich werde ihm meine Photographie schicken und ein Wort „Die Tochter von Weimar“ darunter setzen.“

Freudig dankte ich, noch freudiger begrüßte ich das Bild und brachte es nach der Heimkehr triumphirend Dem, für den es bestimmt war. Grillparzer betrachtete es mit großer Theilnahme, frug, ob es ähnlich, ob nach

14

der Natur oder nach einem Bilde sei und ließ sich auf's genaueste erzählen, unter welchen Umständen ich dazu gekommen war, ihm diese Photographie zu bringen, und welchen Eindruck insbesondere die deutsche Kaiserin gemacht habe. Er hörte aufmerksam zu, schien mir aber hagerer und gebeugter als jemals, und es wurde ihm sichtlich schwer sich von seinem Stuhl zu erheben. Da er über die zunehmende Unbehülflichkeit klagte und ich besorgt eines Unfalls — er war auf der Treppe gefallen — gedachte, der ihm begegnet und sich wiederholen könnte, erzählte er in ganz zufriedenem Tone, daß er vorderhand gar nicht ausgehe und auf den Wunsch der Fräulein Fröhlich zu Hause und drüben bei ihnen speise, bis das Wetter besser, er wieder stärker, oder es nicht mehr nöthig sein werde für sein Mittagsessen zu sorgen.

Da ich eine abwehrende Bewegung machte fuhr er fort:

— „Uebrigens können Sie ruhig sein, denn ich habe ja eine Pension vom Kaiser bis an mein Ende, und wenn man die hat, lebt man um so länger. Aber Scherz bei Seite — wem kann mit einer Existenz, wie die meinige, gedient sein? Was kann jemand für ein Gefallen damit geschehen, daß ich in so elender Weise noch herumkrieche? Ich habe keine Freude, andere können auch keine daran haben und der Gedanke ist traurig, vielleicht den Tod auch noch schwer mit Schmerzen und Leiden erkaufen zu müssen und seinen Hausgenossen durch langes Siechthum zur Last zu fallen."

Ich wandte ein, daß man schon aus Schonung für

die Umgebung, für alle, die Theil nehmen, solche traurige Dinge nicht unnöthigerweise sich und Anderen vorhalten solle.

— „Wenn Ihnen damit gedient ist, daß ich es nicht sage, so kann ich Ihnen diesen Gefallen thun. Mit dem Denken aber ist es anders und niemand in der Welt zu Liebe kann man etwas nicht denken, was man halt doch denkt. Es geht damit wie mit körperlichen Vorgängen; man kann dem Herzschlag gleichfalls nicht gebieten und so ist es auch mit dem Gehirn. Was da vorgeht, entzieht sich dem Bewußtsein und also auch dem Willen."

„Zu diesen durch die Vernunft nicht zu bewältigenden Gedanken, welche vielleicht mehr Egoismus als wahre Freundschaft verrathen", erwiederte ich, „gehört bei mir der Wunsch, Sie uns recht lange erhalten zu sehen."

Ich sagte, was mir die Stimmung eingab, aber Grillparzer unterbrach mich.

— „Ich weiß, Sie, meine Hausfräulein und noch einige — Sie werden vielleicht trauern. Die Fröhlich werden gar betroffen sein in ihrer lebhaften Art und Weise und eine längere oder kürzere Zeit es nicht verschmerzen können — und Sie alle werden auch später noch an mich denken — und das sollen Sie auch und es freut mich, daß ich das weiß — aber, aufrichtig gesagt, sie müssen bald einsehen lernen, daß es für sie und für mich besser ist, wenn diese Existenz ein Ende hat — Das, was man mir wünschen soll und was ich mir vor allen Dingen wünsche, das ist ein leichtes, ruhiges Ende."

Ich bemühte mich diesem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sprach von Stärkung, vom Sommer, von Baden und so kam ich auf Baden-Baden, wo wir soeben gewesen waren. Ich setzte auseinander, wie herrlich, paradiesisch schön unser Baden bei Wien sein könnte, wenn über alle Berge und Höhen sich Fahrstraßen schlängen, die entfernten, fast von niemandem gekannten Gegenden des Zobelhofes, des Lindkogels, des eisernen Thores zu den Spaziergängen mit einbezogen, mit Wegen versehen und die in das Helenenthal mündenden Seitenthäler von Straßen durchschnitten und von Wohnhäusern belebt würden, wie dies eben in Baden-Baden der Fall sei.

— „Nur setzt das eine weiter vorgerückte Culturstufe voraus, welche den Badnern noch auf lange hinaus unerreichbar bleibt; denn wenn der Erzherzog Anton, dieser große Gönner der dortigen Gegend, nicht das Felsenthor gesprengt und eine Fahrstraße durch das Helenenthal gezogen hätte — den Badnern wäre so etwas nie eingefallen — niemals."

Grillparzer gedachte hierbei des Volksunterrichts und wie sehr die gute Erziehung selbst weniger befähigten Menschen im großen und allgemeinen über besser Begabte ein gewisses Uebergewicht leihe.

— „Man sieht das", sagte er, „am deutlichsten bei den Norddeutschen, die im Besitz besseren Volksunterrichts sind, und von denen der Oesterreicher, ungeachtet er mit den vortrefflichsten Naturanlagen ausgestattet ist, sogar für beschränkt angesehen wird, weil es im Volke an Bildung fehlt."

Ich erzählte hierauf von Schulen und Bildungsanstalten im Badischen, erwähnte auch des Luisenhauses und wie die Großherzogin selbst die Heranbildung von Krankenpflegerinnen unter ihrem Schutz fördere; wie vortrefflich der junge Thronerbe unterrichtet und erzogen werde; mit welchem Interesse die regierenden Eltern, ja mit ihnen das ganze Land den Bildungsgang dieses jungen Prinzen begleiten und welchen Einfluß auf die Gesammtheit es übe, wenn fürstliche Frauen sich ernstlich um die Erziehung annähmen, weil dadurch alle Frauen auf diese Wege hingewiesen würden und die Bildung zu fördern suchten.

— „Ohne Frauen keine Familie, ohne Familie keine Bildung, man sehe nur nach dem Orient. Die in Europa gebildeten Männer kommen dahin und gehen vereinzelt und ohne Wirkung unter — wie das nicht anders möglich ist, ohne Familie, ohne Frauen, ohne Geselligkeit.“

Das Gespräch kam dann auch auf den Einfluß, den die Erziehung selbst in den herrschenden Familien übe, auf die Einwirkungen des Katholicismus und Protestantismus auf die Prinzen der Häuser Habsburg, Hohenzollern und auf den Kaiser Wilhelm, den einzigen Sterblichen vielleicht, gegen welchen der Antagonismus in Grillparzer's Herzen sich bis zum Hasse steigerte. Demungeachtet fand er an diesem Gegenstand seines energischen Widerwillens zwei Seiten, welche er mit Achtung anerkannte. Es war dies das unerschütterliche Festhalten an dem Fürsten Bismarck als an dem Manne höchster Staatskunst und Einsicht insofern es

dem Wohle Preußens galt, und die persönliche Leistung des greisen Königs in einem Winterfeldzuge wie der des Jahres 1870, welche dem hinfälligen Dichter imponirte. Und als ich der strammen Haltung und des aufrechten Ganges des alten Kaisers gedachte, sagte er, den Kopf nach Möglichkeit empor streckend, scherzhaft:

— „Nicht wahr — so wie ich?"

Er ging dann über auf Louis Napoleon, auf die Kaiserin Eugenie und ich erzählte von dem Roman Georges Sand's, in welchem das Jugendleben dieser eigenthümlich gearteten Frau geschildert und mit dichterischem Seherblick (1869) von ihrem Wesen und Charakter gesprochen werde. Auch von anderen Büchern war die Rede.

Als ich jedoch einiges von solcher Lectüre zu schicken mich erbot, lehnte er ab.

— „Nein — jetzt nicht, vielleicht später."

Ich frug, ob ich etwas Schlechtes aufgetischt und meines Privilegiums verlustig sein sollte.

— „Nein, o nein — aber ich bin so matt. Alles strengt mich an, sogar das Zeitungslesen; ich habe nur Freude an dem, was mir nicht neu ist, an meinen alten Büchern, die ich schon kenne."

Das schien mir betrübend und bangen Herzens ging ich heim.

Als ich bald darauf wieder kam, um mich nach dem Befinden zu erkundigen, fand ich Grillparzer lebhafter; er war aufgeregt durch einen Besuch und das Gespräch

drehte sich um Familienangelegenheiten. Er frug auch, wie es unserem Sohne gehe und ob der Aufenthalt im Winter auf dem Lande nicht seinen Wunsch, sich der Oekonomie zu widmen, beeinflußt habe. Auf meine Antwort, daß der Bursche sich selbst darin von frühester Jugend getreu geblieben sei, daß ich es aber als eine kleine Mortification ansähe, ihn einen Beruf ergreifen zu sehen, den in der Regel nur reiche Gutsbesitzersöhne oder solche wählten, bei denen es mit den Studien nicht gehen wollte, fiel mir Grillparzer in's Wort.

— „Lassen Sie ihn, lassen's ihn. Es giebt junge Leute, denen man die Zügel nicht über den Hals werfen darf, weil man Gefahr läuft, daß sie sich ihn brechen — aber in der Regel liegt in einer wohlgearteten Natur der richtige Trieb und die richtige Erkenntniß des Lebensweges — wenigstens so lange Leidenschaften nicht in's Spiel kommen; dann ist es freilich anders. Es ist auch erklärlich, daß bei einem gescheiten Menschen, wenn er im Besitz seiner Vernunft ist, sich unwillkürlich eine bestimmte Neigung für Das einstellt, auf was seine Talente und Anlagen weisen, und darin muß man ihn nicht stören . . .“

„O, das fällt mir nicht ein“, rief ich dazwischen.

— „Aber auch nicht unsicher machen“, fuhr er fort, „eine Mutter kann schon durch stille Wünsche und verschwiegene Abneigungen einen Einfluß üben. Es wird jedoch mit der Oekonomie bald so sein wie mit dem Handwerk, wo gleichfalls die bloße Fertigkeit lange nicht mehr ausreicht, so daß Der, der es zu etwas

bringen will, entweder Zeichner und Künstler oder Mechaniker sein muß, wenn er nicht ein einfacher Schuster ist und bleibt. Und gerade so wie die Handwerke sich in Industrien verwandelt haben, so daß es jetzt nur mehr Fabrikanten und Arbeiter giebt — und in noch viel höherem Grade wird es oder viel mehr ist es schon mit der Oekonomie der Fall. Diese fordert auch bereits solche Kenntnisse, daß man, um sie mit Glück zu betreiben, ein Physiker, Chemiker, ich weiß nicht was alles, gewiß aber ein wissenschaftlich gebildeter Mann sein muß. Und wenn Ihr Sohn einen Trieb verspürt aus der Stadt hinaus und in die Natur zurück zu kehren, so gehört er sicher zu der großen Schaar Derer, die in nächster Zukunft diesen Weg wandeln, diesen Drang verspüren und dadurch dem thörichten Verlangen, das die Menschen jetzt treibt sich in verpesteten Städten anzuhäufen, das Gleichgewicht halten werden."

Er kam dann auf die Folgen dieser städtischen Agglomerationen, welche unserer Zeit den ihr eigenen Charakter der Unzufriedenheit geben, und ging wieder auf persönliche Verhältnisse über.

Als ich nach Weihnachten kam, um für einige freundliche Zeilen zu danken, welche der Dichter in ein Exemplar seiner dramatischen Werke geschrieben, die ich, von lieber Hand zusammengestellt, erhalten hatte, und die Thür seines Zimmers öffnete, sah ich ihn regungslos in seinem Lehnstuhle liegen, das Buch umgekehrt auf

dem Tische, die Hände vor den Augen. Als ich näher trat, konnte er sich einen Augenblick nicht zurecht finden, mich nicht erkennen; er klagte, daß es ihm an Licht fehle, die Augen versagten ihm den Dienst, er könne nicht lesen und meinte der Tag sei dunkel, während es doch heiter war. Ich erschrak, denn es erinnerte mich an Goethe's Ende.

In kürzester Zeit aber hatte er sich erholt und ich sprach, um ihm den peinlichen Moment vergessen zu machen, über die schönen für mich in das Buch geschriebenen Zeilen, worauf er wider Gewohnheit tief in den Sessel gelehnt antwortete, daß er mir für den Christbaum habe schriftlich danken wollen, sich zu schwach gefühlt, nebenbei aber die Ueberzeugung gehabt habe, ich würde auch ohne das an seine Dankbarkeit glauben, und so habe er diese lieber mündlich aussprechen wollen. Ich war erstaunt wie gut er hörte, wie leicht er sprach; die ungeheure Willenskraft, welche in dieser gebrechlichen Hülle wohnte, hielt dieselbe aufrecht, so daß er ungeachtet seiner Schwäche die müden Organe noch zwang, ihm zum dienen, ja daß er noch mit sicherer Hand die Flasche zu ergreifen, einzuschenken und ein übervolles Glas an seine Lippen zu führen vermochte, ohne einen Tropfen zu verschütten.

Welche Anstrengungen ihn dies aber kostete, welche Gewalt er sich anthat um sich des Morgens von seinem Lager zu erheben und sich aufrecht zu erhalten, das wußte er nur selbst und so klagte er denn auch dies Mal über die Bürde seiner Existenz.

Um abzulenken, frug ich, was das für ein Buch sei, das umgekehrt auf dem Tisch vor ihm lag.

„Ben Jonson", erwiederte er. „Es ist ein sehr talentvoller Schriftsteller, aber langweilig, er malt Vieles allzusehr aus, und da er ein Stück geschrieben: „Every man out of his humour" hat er den Gegenstand umgekehrt und ein zweites gemacht, das heißt „Every man in his humour." Es mag ihn interessirt haben, die Dinge nach entgegengesetzten Seiten zu bearbeiten und da hat er gemeint, es interessirt die anderen Leute auch; allein er irrt, was sich jemand denkt — ist an und für sich den anderen ganz gleichgiltig."

Ich sagte, daß es darauf ankäme, wer der Denkende und wie die Verhältnisse wären. Was große Männer gedacht hätten, habe, wenn es noch so geringfügig, dadurch Werth, daß sie es gedacht oder gesagt, und so sei es auch mit den Autoritäten einer vergangenen Zeit. Was Dichter und Schriftsteller des Alterthums über Freundschaft, Liebe, Pflichtgefühl und dgl. niedergeschrieben, sei oft an sich ganz unbedeutend, habe aber eben darum Interesse, daß vor zweitausend Jahren schon so gedacht und gesprochen worden sei. Ich sagte hierbei etwas Freundliches, das sich auf ihn bezog und er versetzte, er wisse, daß es von mir aufrichtig gemeint sei und darum freue es ihn.

— „Im Allgemeinen aber", fuhr er fort, „leide ich wirklich darunter, daß jedes unbedachte Wort, ja jeder Unsinn, den mein alter, schwacher Kopf hervorbringt, und für dessen Zusammenhang ich selbst oft nicht einstehen kann, unter die Leute gebracht wird, denn endlich ist die Welt auch noch immer geneigt anzunehmen, man habe selbst alle Dummheiten, die man gesagt, werth ge-

funden aufbewahrt zu werden; ja man genirt sich darum oft fast, etwas aufzuschreiben, das Einem durch den Kopf geht."

„Das kann doch bei Ihnen nicht der Fall sein!"

— „Ja wol! und mir ist sogar oft leid um ein Stückchen Papier; und wenn nicht gleich eines zur Hand ist, schreibe ich die Sachen gar nicht erst auf, denke es ist so besser."

Ich ereiferte mich über ein solches Verfahren, das mich an Schubert erinnerte, von welchem ich (durch den verstorbenen Sänger Vogl) wußte, daß er ein Papier, auf das er eben ein neues Lied geschrieben hatte, ohne weiteres benutzte, um ein Stück Käse darein zu wickeln und erwähnte tadelnd dieses Vandalismus.

— „Ja, ja, so bin ich auch, so bin ich auch!"

„Das ist abscheulich!" rief ich, „aber ich werde dagegen ein Mittel ergreifen und einen Bloc, ein Päckchen bereit gelegtes Papier, hierher stiften."

— „Das hätten Sie früher thun müssen. Jetzt ist es zu spät, nun plagen mich meine Gedanken nicht mehr, jetzt plage vielmehr ich die Anderen damit. Aber früher freilich habe ich manches aufschreiben müssen, um Ruhe vor mir selbst zu bekommen, und hab' die Sachen wie sie mir einfielen niedergeschrieben, nur daß ich sie los wurde, kreuz und quer, daß sie oft gar nicht zu lesen sind — was auch gar nicht nothwendig ist."

Die Beurtheilung dieser Nothwendigkeit gestand ich dem Dichter nicht zu, freute mich jedoch im Stillen, ihn wieder so lebhaft und gesprächig zu sehen. Als er aber, da ich mich empfahl, Miene machte sich zu erheben,

drängte ich ihn an der mir zum Abschied gereichten Hand nach seinem Lehnsessel zurück und während er mir noch scherzend die Worte zurief:

—„Es muß schon wieder nach Ihrem Willen gehen" — eilte ich nach der Thür, die ich hastig hinter mir schloß, und die sich nie wieder für mich öffnen sollte.

Nr. 13. **Prinzessin Georges.** Pariser Sittenbild in drei Aufzügen von **A. Dumas** (Sohn). Deutsch von Ed. Mautner. Preis 1 fl.

Nr. 14. **Christiane.** Schauspiel in vier Acten von **Edm. Gondinet.** Deutsch von Ed. Mautner. Preis 1 fl. 20 kr.

Nr. 15. **Zwischen zwei Uebeln.** Posse mit Gesang in einem Act von **B. Brunner.** Preis 60 kr.

Nr. 16. **Zwei Ehen.** Lustspiel in einem Act nach **Locroy** von A. Ascher. Preis 60 kr.

Nr. 17. **Auf verbotenen Wegen.** Schwank in zwei Acten von **Bourgeois** und **Brisebarre.** Deutsch von Anton Ascher. Preis 60 kr.

Nr. 18. **Liselotte.** Historisches Genrebild in einem Act von **Sigm. Schlesinger.** Preis 60 kr.

Nr. 19. **Liebes-Tyrannei.** Lustspiel in einem Act. Nach dem Französischen von **Carl Treumann.** Preis 60 kr.

Nr. 20. **Die Kreuzelschreiber.** Bauernkomödie mit Gesang in drei Acten von **L. Gruber.** Preis 1 fl.

Nr. 21. **Fernande.** Pariser Sittenbild in vier Acten von **Vict. Sardou.** Deutsch von Ed. Mautner. Preis 1 fl. 20 kr.

Nr. 22. **Die Gräfin von Somerive.** Schauspiel in vier Acten von **Barrière** und **Prébois.** Preis 1 fl.

Nr. 23. **Tricoche und Cacolet.** Posse in 5 Abtheilungen von **H. Meilhac** und **Ludw. Halévy.** Deutsch von Carl Treumann. 1 fl. 20 kr.

Nr. 24. **Bon Appetit.** Schwank in einem Act. Nach dem Französ. von **Otto Pfeiffer** und **Jul. Hilbert.** Preis 60 kr.

Nr. 25. **Marcel.** Drama in einem Act von **Sardeau** und **Decorcelle.** Preis 60 kr.

Nr. 26. **Elfriede.** Schauspiel in drei Acten von **L. Anzengruber.** Preis 80 kr.

Nr. 27. **Sacré Coeur!** Lustspiel in einem Act. Nach fremder Grundidee von **F. Bell.** Preis 60 kr.

Nr. 28. **Die Zauberformel.** Lustspiel in einem Act von **S. Fritz.** Preis 50 kr.

‹n **Adolf Wilbrandt** sind erschienen:

Die Vermählten.

Lustspiel in drei Aufzügen.

Preis 1 fl. 50 kr.

Jugendliebe.

Lustspiel in einem Aufzuge.

Preis 75 kr.

Die Maler.

Lustspiel in drei Aufzügen.

Preis 1 fl. 50 kr.

Gracchus, der Volkstribun.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Preis 1 fl. 50 kr.

·chst erscheinen:

Kampf um's Dasein.

Lustspiel in drei Aufzügen.

Durch die Zeitung.

Lustspiel in einem Aufzuge.



Druck von A. H. Payne in Reudnitz bei Leipzig.




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06452 1563

